# Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 7. Januar 1885. Nr. 2.

## Des Deutschen Reiches Weihnachtsgabe.

Ein süddeutsches Stimmungsbild von M. G. Conrad.

Die feierliche Bescherung war vorüber. Die glücklichen Kinder, die Mutter und die Tanten hatten sich in ihre Gemächer zurückgezogen. Die Lichter des Tannenbaums waren ausgelöscht, und ein seltsamer Mischduft von Wachs und Harz und würzigen Kuchen webte noch in der weichen Atmosphäre des behaglich ausgestatteten Salons.

Die Männer hatten sich soeben auf dem geräumigen Sopha still niedergelassen; der Onkel Franz, der stets etwas Apartes wollte, hatte sich in den amerikanischen Schaukelstuhl geworfen mit einem lauten „Gott sei Dank, daß der Schwindel vorüber ist!" Ein Erbonkel hat ja immer das Recht, apart und brummig zu sein und fromme Flüche auszustoßen — zumal an einem Bescherungsabend, wo er sich für ein halbes Dutzend reizender Nichten und Neffen bei „lebendigem Leibe ruinieren" durfte.

Von der Decke hing die stilvolle Lampe an vergoldeten Kettchen nieder und verbreitete ein sanftes Licht über die selige Menschengruppe. Onkels Glatze schimmerte matt wie altes Elfenbein, wenn er bei seinen Schaukelbewegungen in den Lichtbereich der Lampe kam. Aber dem Onkel wars heute behaglich wie nur irgend einem.

Die Männer lauschten. Wie süßes Vogelgezwitscher drangen noch Kinderlaute aus dem Nebenzimmer. Der glückliche Vater strich sich den Bart, dann öffnete er das Havannakistchen, während ein Diener leise hereintrat, um eine riesige Kanne mit Hofbräuhausbier und vier elegante, mit altdeutschen Trinksprüchen verzierte Seidelkrüge auf den Tisch zu setzen.

Der Hausherr schänkte den schäumenden braunen Trank in die Krüge.

„Und nun, meine Freunde —"

„Halt!" unterbrach ihn der Onkel, sich aus dem Schaukelstuhle erhebend. „Jetzt noch keinen Trinkspruch! Zunächst nichts Sentimentales, nichts Patriarchalisches! Erst die Zigarren in Brand, dann einen stillen tiefen Suff, dann hohe Politik, Reichsbürger, Donnerwetter! Das Gespräch von gestern Abend muß zu Ende geführt werden. Ganz zuletzt, wenn wir über die Kolonisation im Reinen sind und für die Dampfersubvention das Dreifache des geforderten Betrags einmütig votiert und dem Kanzler die paar notwendigen Direktoren mit Hurrah bewilligt haben, dann meinetwegen, Donnerwetter, bringe Deine kindlichen Weihnachts-Sprüche vor, Du Glückspilz von einem Philister-Vater!"

„Aber bester Onkel Franz, heute, in dieser Weihestunde, Politik! An diesem Fest des Friedens parlamentarische Hadersachen!" Franz lachte hellauf und fuhr sich mit der fetten, runden Hand über die Glatze. Hernach, zu den beiden Freunden, die schweigend ihre Zigarren angezündet: „Hab' ich's Euch nicht prophezeit? Der Max ist für das

deutsche Reichsbürgertum im großen Stil noch nicht reif und wird niemals reif werden. Er fürchtet sich vor der hohen Politik, deren Neuigkeiten heute schöner klingen, als alle Weihnachtsglocken der Welt. Einjährigfreiwillige und Lieutenantsbräute wie die Orgelpfeifen in die Welt setzen — das ist die einzige patriotische Leistung, die er seinem pedantischen Idealismus abringt!"

„Herrgott noch einmal!" rief jetzt Max und spülte seinen aufsteigenden Ärger mit einem tüchtigen Schluck Hofbräuhausbier hinunter.

„Stille, wir kennen Dich. Du weißt nichts von deutschem Stolz und deutscher Herrlichkeit. Dir fehlt der rechte Ehrgeiz des realpolitischen Reichsbürgers, sonst hättest Du längst Deinen Sitz im Parlament. Du hast, um es mit einem geflügelten Wort Bismarcks zu sagen — keinen Raketensatz im Arsch!" Allgemeines Halloh folgte diesem saftigen Spruch. Nur Onkel Franz konnte sich so drollige Sachen vorzubringen erlauben.

„Jawohl", rief er vergnügt, „Ihr seid im Grunde alle furchtsame Landratten, drum ist Euch bange vor unserem maritimen Experiment, vor unserer grandiosen Kolonisationspolitik. Aber ich —"

„Ja, Du —" nahm jetzt der befreundete Professor das Wort mit leicht ironischer Betonung. „Na?"

„Ich", fuhr Franz mit Pathos fort, „ich habe Seeräuberblut in den Adern, ich bin am — Starnbergersee geboren! Mich schreckt kein Ozean, wenn ich gutes Hofbräu daneben habe. Prosit!"

So ging es eine Weile in witzigneckischer Rede und Gegenrede fort. Das Gemach war jetzt ganz von Havannaduft erfüllt, und der Diener hatte eine frische Kanne auf den Tisch gesetzt. In den Nebenzimmern lag alles in seligem Frieden. Nur die älteste Tante, die längst ein Auge auf den unvermählten Professor hatte, kam hin und wieder an die Thür geschlichen, um verstohlen dem Gespräche der Männer zu lauschen.

Onkel Franz war in seinen Einfällen unerschöpflich.

„Der halbe Schiller, dreiviertel der deutschen Moral und unsere gesammte liberale Politik müssen umgeschrieben werden, wenn — —"

Der Professor brauste auf: „Was hat denn der arme Schiller an eurer Kolonialpolitik verbrochen?"

„Er hat den mattherzigen Deutschen von anno dazumal das Poetenmärchen von der fertigen „Teilung der Erde" aufgebunden, und alle Schuljungen haben es ein Jahrhundert lang nachgeseufzt und sich bettelhaft in den lächerlichen Phantasiehimmel des Zeus geflüchtet. Gar nicht zu reden von dem vielen anderen idealistischen Unfug, den er poetisch ausgeübt. Ein echter Theaterdichter, dieser geniale Schwabe, der Verherrlicher des wesenlosen Scheines und anderer ausgehungerter Schönheiten. Prosit!"

„Oho! Und hat es mit der Schiller'schen Teilung der Erde nicht so ziemlich seine Richtigkeit gehabt?"

„So ziemlich, ja", entgegnete Franz. „Nur haben die idealen Deutschen dabei vergessen, daß die Erde alle fünfzig oder hundert Jahre neu verteilt wird, und wer zu kurz kommt, sich auf Mittel und Wege besinnen muß, die Teilung zu revidieren, statt über Verkürzung zu jammern oder wie ein getretener Hund unter die Bank zu kriechen"

„Also Eroberungspolitik?"

„Mit aller Schneidigkeit, ja, solange auf anderm Wege nichts zu haben ist und es die andern ebenso treiben. Und das habe ich an der deutschen Moral auszusetzen, daß sie uns immer zum Gehorchen anleitet, aber niemals zum Befehlen. Sind die Deutschen weniger zur Herrschaft geboren, als die andern Kostgänger der Natur, als die englischen Beefsteakfresser zum Beispiel? Darum muß unsere neue Reichsmoral lauten: Lerne herrschen! Lerne befehlen! Lerne die Völker der Erde nach deiner höheren Einsicht lenken!"

Da nahm der konservative, etwas klerikal angesäuselte Privatier Blaumeier, der seither aufmerksam zugehört, das Wort: „Lieber Franz, eine solche Moral läßt sich nicht dekretieren. Das wäre geradeso, als wenn ein Verein von Habenichtsen die Abschaffung des Eigentums dekretieren wollte. Die Natur der Verhältnisse, die Tradition, die Gewohnheiten sind als das Stärkere dagegen. Und das Stärkere behält immer Recht."

„Sehr gut. D'rum wollen wir uns bemühen, daß wir die Stärke auf unsere Seite bekommen. Deßhalb müssen wir zugreifen nach allen Seiten und unsere Volkskraft unabläßig üben, statt sie in unfruchtbarem Parteikrakehl aufzureiben. Bismarck, einer der genialsten Realpolitiker aller Zeiten, stößt ja mit seiner Kolonialpolitik dem deutschen Michel förmlich die Nase auf die Weltkugel und mahnt: Schaffe, herrsche, und streite nicht länger im Haus herum, nütze den Augenblick!"

„Das ist alles recht schön und gut," meinte jetzt Max, der sich gerne seines praktischen Kaufmannssinnes berühmte, „aber ich sehe nicht ein, was wirtschaftlich dabei herauskommen soll, wenn wir Millionen auf Millionen an unfruchtbare Gebiete in fernen Weltteilen verschwenden. Ich bin doch auch ein geübter Geschäftsmann —"

„Mit Erlaubniß," fuhr ihm Franz in die Rede, „ein geübter Pfennigfuchser bist Du. Da imponieren mir Lüderitz und Woermann in Afrika und das Haus Hernsheim in Neubritannien doch ganz anders, als ihr verhockten Dütenkrämer mit euren kleinen Gesichtspunkten und Ängstlichkeiten. Wer sagt euch denn, daß wir bei der Erwerbung unfruchtbarer Gebiete, d. h. doch wohl nur solcher Landstriche, die sich zunächst nicht für Ackerbaukolonien, aber vortrefflich für Faktoreien eignen, ewig stehen bleiben müßten? Das ist ja nur der Anfang! Das Übrige wird sich mit der Entwicklung unserer Seemacht, mit dem gesteigerten Kraft- und Sicherheitsbewußtsein aller auf der Erdkugel zerstreuten und thätigen Deutschen, mit dem gehobenen Unternehmermut schon finden!"

„Ja, ja, bester Onkel Franz, die Geschichte läuft halt doch auf eine Seeräuberei im großen Stile hinaus — und dafür fehlt uns Süddeutschen, als geborenen Landratten, die Anlage. Daß sich die norddeutschen Küstenbewohner, die Hanseaten und ihre Nachbarn dafür erhitzen —"

„Halt! Ihre Nachbarn — ein vortreffliches Wort. Ist es aber nicht so, daß wir im neuen Reich alle Nachbarn sind, nicht allein vom Fels zum Meer, sondern überall, wo die deutsche Reichsflagge weht, wo deutsche Intelligenz, deutsche Arbeit siegesbewußt im Schutze des Reiches stehen? Unsere Nachbarschaft umspannt bereits den ganzen Erdball, und wenn einmal überall der deutsche Flugsame aufgeht, wird der deutsche Geist, der so lang bedrängte, ein Osterfest feiern, wie die Weltgeschichte noch keins gesehen hat."

„Bravo!" rief der Professor.

„Und was das süddeutsche Landrattentum betrifft, so laßt euch sagen, daß das eine Übertreibung ist. Der Süddeutsche ist so gut ein Wassermensch wie jeder andere, sobald er ins rechte Element kommt."

„Aber die Erziehung, die Gewöhnung fehlt", warf der Privatier Blaumeier ein.

„Unsere Schuld! Haben wir nicht den herrlichen Bodensee? Könnten wir nicht dort eine Seemannsschule errichten, die sich gewaschen hat? Und den prächtigen Chiemsee? Hat uns hier die Natur nicht die schönste Gelegenheit gegeben, unsere reichsbürgerliche Erziehung in bequemster Nähe zu vervollständigen? Sind diese Wasserbecken nur dazu da, daß sich der Münchener Ruderklub einen Schnupfen holen kann?"

„Sofort beim Reichstag den Antrag einbringen: Gründung einer Seemannsschule am Bodensee aus Reichsmitteln! Wer dafür ist, erhebe sich!" rief Max heiter.

„Scherz bei Seite!" nahm der Professor das Wort. „Der Gedanke gefällt mir. Eine Seemannsschule am Bodensee — das wäre eine Weihnachtsgabe des Reiches an Süddeutschland! Ich würde mich verpflichten, vorausgesetzt, daß mir der Himmel ein Weib und die erforderlichen Buben schenkt, dieses Institut nach Kräften bevölkern zu helfen. Prosit, Max!"

„Der gute Mensch!" hauchte die lauschende Tante und preßte die Hand auf's Herz. Ihr Kopf glühte. Ach, wenn sie jetzt am begeisterten Gespräch der patriotischen Männer teilnehmen dürfte . . . . Kolonialpolitik war ihre Passion, die Germanisirung der fernen Erdteile ihre Schwärmerei, die Aufhissung der deutschen Flagge an irgend einem wildfremden Strand ihr Jubel . . . . Und was für ein stattlicher, kluger Mann, dieser Professor!

„Wir schweifen zu weit," bemerkte jetzt der konservative Blaumeier. „Es sind vorläufig der Weihnachtsgaben, die sich das Reich in diesem Jahre zusammenannektiert hat, vielleicht doch genug. Ich halte dafür, daß auch in der Politik das Überflüssige der Feind des Notwendigen ist. Statt sich bis an den Hals in so schwierige auswärtige Unternehmungen zu stecken, sollte das Reich doch erst die inneren sozialen Fragen lösen, zunächst in Preußen die kirchliche Not und die Kulturkämpferei beseitigen. Das wäre auch ein schönes Christgeschenk."

„Meine soziale Frage ist gegenwärtig die Kolonisation und was drum und dran hängt," sagte Onkel Franz etwas heiser und ermüdet.

Der Professor nahm ihm das Wort ab: „O mein lieber Blaumeier, die sogenannte kirchliche Not ist im Grunde nur eine römische Not, die man uns Deutschen auf den Buckel laden will, nachdem sie die andern Völker abgeschüttelt. Zum Teufel mit diesem nichtsnutzigen mittelalterlichen Pfaffengezänke! Die vorgebliche kirchliche Not hat noch keinen ehrlichen Menschen aus dem Lande getrieben, während die anderen wirklichen Notstände jährlich viele Tausende zum Verlassen der Heimat zwingen. Oder glauben Sie, daß sich unsere Auswanderer deshalb auf den weiten Weg machen, um jenseits des Meeres zu beten und zu wallfahrten, sich die Glocken läuten und Sakramente spenden zu lassen, Missionspredigten zu hören und dem Herrn Pfarrer im Beichtstuhl ihre Herzensgeheimnisse auszukramen? Meinen Sie, diese Bedürfnisse treiben die armen Leute von der vaterländischen Scholle? Gott fürchten und den Nächsten lieben, ehrbar und sittsam sein — das kann man überall, auch in Preußen, trotz aller sogenannten kirchlichen Not, die uns die Römlinge aufreden, trotz aller Kulturkämpferei u. s. w. Aber was in unserem übervölkerten und von mancher Fessel noch bedrückten Deutschland so viele tausend Menschen nicht können, das ist den geeigneten Raum finden für freie, fruchtbare Arbeit! Nicht die Kopfhänger ziehen fort, sondern die Hoffnungsvollen, die Mutigen, die noch etwas für ihr irdisches Leben und Wohlsein wagen! Und soviele von ihnen auch unterwegs verderben und verloren gehen, Millionen leben in gedeihlichen Verhältnissen in der fernen Welt zerstreut und gedenken der Heimat in Liebe und Treue und folgen begeisternden Herzens dem Aufschwunge des alten Vaterlandes, das ihnen mit der Flagge des Reiches jetzt überallhin Grüße und Verheißungen sendet. Darum erheben Sie Ihren Krug, Blaumeier und ihr Freunde alle, und laßt uns in dieser fröhlichen Weihnachtsstunde, im scheidenden ersten Jahre deutscher Reichskolonien, anstoßen auf das Wohl aller Deutschen auf dem weiten Erdenrunde!"

Als die schäumenden Krüge klirrend aneinanderstießen, rief der wieder munter gewordene Onkel Franz: „Aber der Schiller muß doch korrigiert werden, das laß' ich mir nicht nehmen, Donnerwetter! In seinem Lied an die Freude soll es künftig heißen:

„Brüder, unter'm Sternenzelt
„Ist es gut für Deutsche wohnen!"

„So, Max, jetzt kannst Du Dein Hausvater-Sprüchlein hersagen. Ich lege mich derweil auf's Ohr und schlafe den Schlaf des Gerechten. Vielleicht träum' ich noch ein paar schöne neue Kolonien und die Seemannsschule am Bodensee dazu!"

## Deutsche Epigramme

von Martin Greif.

### Der neue Epimetheus.

Während im Bette sich wälzt der entschiedene Kolonialfeind,
Steuert im stürmischen Meer eine Korvette an's Ziel.
Eben votiert er im Schlaf für der luftigen Pläne Verwerfung,
Doch das beorderte Schiff hat schon die Küste in Sicht —
Und da er jetzo erwacht, die erträumten Bedenken sich einlernt,
Weht schon die Flagge des Reichs über ein weites Gebiet!

2. Das Ende der Kunst.

Dieß ist die endliche Frucht der leichterworbenen Bildung,
Daß es nur Schaffende noch, nicht auch Genießende gibt.
Alles zu leisten, getraut sich ein jeder, und jeder nur stümpert:
An die besondere Kraft glauben die Menschen nicht mehr.
Buntheit ersetzt den Gehalt und die Formen ein fertig Gepräge,
Was ursprünglich erscheint, gilt als verwegen und schroff.
Alles Bedeutende sinkt in der Schätzung; die Kunst entflieht,
Was die Seele sonst sang, ahmen die Lippen nur nach.

# Der Jude von Cäsarea.

**Nachgelassener Roman von Martin Schleich.**

I. (Nachdruck verboten.)

## Der Einsiedler.

Die Stadt Cäsarea war ursprünglich, wie man zu sagen pflegt, ein rechtes Juden-Nest, was aber durchaus nicht zu verwundern und ihr noch weniger zu verübeln ist, da sie in Palästina liegt und zwar in der Landschaft Samaria. Allerdings blickte sie, überdrüssig des Pharisäergezänks, sehnsüchtig nach Hellas und Italien hinüber, wo heitere Götter walteten, und ohne Fluch und Haß der ewigen Schönheit gehuldigt wurde.

Die letzten Judenkönige, von Herodes dem Großen an, fanden überhaupt wenig Geschmack mehr an dem finsteren Jehovadienst und den muffligen Rollen des Pentateuch. Durch ihren Umgang mit den Römern hatten sie feineren Komfort und bessere Lebensart kennen gelernt. Vater Moses, seiner Zeit ein recht tüchtiger Volksmann und geschickter Organisator, war mit seiner Feindschaft gegen Schinken und Wildpret doch eigentlich ein überwundener Standpunkt. Noch mehr haßte man das struppige Prophetenthum, das in dem Heuschreckenfresser Johannes neu aufzulebenschien, aber von den lebenslustigen Damen der hohen Gesellschaft rasch beseitigt wurde. Unter dieser Zeitströmung haben die Herodianer auf die Privilegien des auserwählten Volkes nicht viel gepocht; im Gegenteil, sie unterdrückten den jüdischen Partikularismus, um der abendländischen Kultur Vorschub zu leisten. In Jerusalem, dem Zentrum des Fanatismus, ging das freilich nicht an, aber die Provinzstädte, beispielsweise Cäsarea, wurden ganz romanisiert. Vor Alters hieß die Stadt „Stratons Burg", nach einem Feldherrn von Sidon so benannt. Herodes, dem selbst die Auszeichnung zu teil wurde, den römischen Beinamen Agrippa führen zu dürfen — ungefähr wie wenn jetzt ein deutscher Bundesfürst den schwarzen Adlerorden erhält — nannte sie die Kaiserliche, schmückte sie mit weißen Marmorpalästen, mit Bädern, Basiliken, ja sogar mit einem Tempel des Augustus.

Kann man noch mehr verlangen? Doch! Herodes übertraf sich selbst, indem er auch noch ein Theater baute, ein festes, steinernes, vollkommen eingerichtetes Theater, mit großem Zuschauerraum, Scene, Versenkungen, Orchester und Allem was dazu gehört. Er ließ auch fleißig darin spielen und besuchte es bei seiner jedesmaligen Anwesenheit zum nicht geringen Aergernis der konservativen und orthodoxen Einwohner. Eine so große Rolle nämlich die Juden später als Dichter, Komponisten, Tenoristen und Rezensenten, als Akteurs und Agenten gespielt haben, so verhaßt war das Theaterwesen ihren Vätern. Die natürliche Anlage zur Darstellung will ihnen freilich Richard Wagner auch heute noch nicht zugestehen. Aber die französische Tragödin Rachel, der polnisch-deutsche Charakterspieler Davison, der preußisch-wienerische

Komiker Ascher und viele Andre widerlegen dieses Vorurteil vollkommen. Die jüdische Nation, welche überhaupt eine große Receptivität besitzt, scheint unter jenen Himmelsstrichen, wo gute Gagen bezahlt werden, das zum theatralischen Beruf nötige Talent erworben zu haben.

Doch wo bleibt der Einsiedler?

Die Stadt Cäsarea wuchs und blühte. Wahrscheinlich machte sie auch Schulden. Als Palästina, das eine Weile „Reichsland" war, zur wirklichen römischen Provinz avancierte, gingen die sogenannten Stammeseigentümlichkeiten natürlich noch mehr verloren. Die Landpfleger oder Oberpräsidenten nahmen denn auch mit Vorliebe ihren Sitz in Cäsarea. Pontius Pilatus noch nicht, aber schon sein Nachfolger Cuspius Fadus und noch mehr der galante Felix weilten nirgends lieber als hier. Die Stadt begriff ihre Aufgabe rasch und erfüllte sie glänzend. Auch Christen tauchten frühzeitig hier auf und konnten sich ungeniert bewegen. Cäsarea bildete bald eine Gemeinde mit einem „Engel". Trotz dieses Titels führten die damaligen Bischöfe ein bescheideneres Leben als die heutigen Monsignori, die weder Engel sind noch heißen. Als vollends das Heidentum selbst in den höchsten Regionen mißliebig wurde, gestaltete sich die Physiognomie der Stadt nicht nur christlich, sondern geradezu theologisch. Dogmatische Fragen bildeten, wie überall im östlichen Römerreich, den Unterhaltungsstoff bei Gericht, in den Theatern, Barbierstuben und Bädern. Namentlich war es die große Versammlung, die der Kaiser nach Nicäa berufen hatte, welche die öffentliche Meinung aufregte.

Zu Cäsarea lebte um diese Zeit ein Kaufmann Namens Theodor, der mit kleineren Schmuckſachen, durchbrochenen Schließen, Fibeln, Spangen, kleinen Altärchen, Riechfläschchen, Siegelstöcken, kurz mit jenen tausenderlei unnützen Sachen handelte, die man heutzutage Galanteriewaaren nennt. Von zwei zu zwei Jahren durchreiste er die meisten Städte Kleinasiens und kam gerade um die Zeit der Konzilseröffnung nach Nicäa. Schon beim Eintritt in die sonst so heitere Stadt erschrak er über die vielen flüsternden Gruppen auf den Straßen und die sonderbaren Gestalten, die sich dazwischen bewegten: Männer mit fliegenden Haaren, ungeheuren Bärten und krallenartig gewachsenen Fingernägeln. Sie trugen Felle von Ziegen, Hyänen, Luchsen u. dgl. und stützten sich bei ihrem schlottrigen Gang auf Knotenstöcke. Theodor beobachtete, wie ein Knabe einem dieser ungeschlachten Gesellen Früchte zum Kaufe anbot. Der Mann wendete sich aber mit sichtlicher Entrüstung ab, fuhr in einen Sack, den er an einem um den Leib gebundenen Strick hängen hatte und zog einen grünlich aussehenden Gegenstand heraus, den er hastig verschlang. Neugierig folgte ihm Theodor in geringerem Abstand, und als der andere abermals einen solchen Bissen zu sich nahm, bemerkte er mit Erstaunen, daß es ein Heuschreck war.

Auf die Frage, was es mit diesen seltsamen Gästen für eine Bewandtnis habe, antwortete ihm ein Bürger, das seien Väter aus der Wüste, Mitglieder der vom Kaiser einberufenen Kirchen-Versammlung.

Wie, von solchen Leuten sollte sich Cäsar Ratschläge und Aufklärung erholen?

Oh, sagte der Bürger, das sind gerade die Einflußreichsten. Die Unabhängigkeit ihrer Stellung verbürgt die Aufrichtigkeit ihrer Worte.

Hm, unabhängig. Wenn man sich mit Heuschrecken begnügt, und sein Brot aus dem Staube der Straße zieht, dann braucht man allerdings nicht viel Komplimente zu machen. Aber sollte man einem Christen, der sichs etwas bequemer macht, nicht doch auch noch trauen dürfen?

Es sind eben, bemerkte der Obige, Einsiedler, wie sie in Syrien und Ägypten zu Tausenden wohnen. Sie kasteien den Leib und verunreinigen selbst ihre spärlichste Nahrung, um die Sinne abzutöten und ja kein Vergnügen aufkommen zu lassen.

Wie, rief Theodor, so weit kann sich die menschliche Natur verirren?

Keine Verirrung, mein Lieber, sondern Himmelsgnade. Die menschliche Natur ist des Teufels, wenn man sie gehen läßt.

Aber nimmermehr können doch solche Käuze im stande sein, den Erdkreis glücklich zu machen?

Wenn du ein Christ bist, sagte hierauf der Bürger, so kennst du doch deine Religion schlecht, wenn du glaubst, sie habe den Zweck, uns hier auf Erden glücklich zu machen. Das kommt ja erst im Jenseits. Doch ich bin ein Geschäftsmann und vornehme Kundschaft erwartet mich. Dabei zog der Nicäner unter seinem Mantel ein paar rotlederne Stiefel hervor, die mit goldenen Halbmonden geziert waren, also jedenfalls einem Manne gehörten, dem es schon diesseits nicht ganz schlecht erging.

Theodor aber schritt vorwärts mit dem Eindruck, daß man hier, wo schon die Schuster solchen Bescheid wissen, geistlich jedenfalls besser beschlagen sei, als in der lustigen Handelsstadt Cäsarea. Übrigens bewiesen ihm mehrere Bischöfe und Priester, die von Dienern begleitet teils zu Fuß gingen, teils in Sänften getragen wurden, daß das Konzil doch nicht aus lauter solchen Kostgängern bestand, wie er sie bereits angestaunt hatte. Ein plötzlicher Strom des Volkes über den Marktplatz bewog ihn, ebenfalls nach der betreffenden Seite zu eilen und im Laufe hörte er, der Patriarch von Konstantinopel reite zur Versammlung.

Dieser führt wohl den Vorsitz? fragte Theodor.

Nein, erwiderte im Vorübereilen eine Frau, der von Antiochia.

Mittlerweile war der erwartete Zug angekommen. Voraus ritten etliche Bewaffnete in Lederpanzern, mit Stahlschuppen belegt. Hierauf ein kaiserlicher Kämmerling zu Fuß, mit einem schwarzen Stabe, hinter ihm der Patriarch auf einem Schimmel. Der liebevoll aussehende Herr spendete häufigen Segen, ohne sich um das Verhalten seines Schimmels im geringsten zu kümmern. Einige Senatoren, Geistliche und Volk von Byzanz beschlossen den Zug, der sich nach dem Palast bewegte, dessen größten Saal Konstantin zur Abhaltung des Konzils eingeräumt hatte.

Theodor verspürte wenig theologische Neigungen und daher auch kein Verlangen in eine Versammlung zu kommen, wo, wie er glaubte, hauptsächlich um göttliche Substanzen gestritten wurde. Er trat lieber in das Gehöft, vor dessen Lehmmauer er zuletzt gestanden war und wo ein Grieche Wein verzapfte. Zugleich duftete ein Hammelbraten, dessen Wesenheit jedenfalls das Angenehme hatte, daß sie von jedem Laien begriffen und gewürdigt werden konnte.

Der erste Bekannte, der ihm in dem dichtgefüllten Hofraum aufstieß, war Plato. Natürlich nicht Plato, der idealistische Philosoph, sondern ein ganz prosaischer, rotnasiger Mensch, der früher im Zirkus von Cäsarea als Tierwärter diente. Gott weiß durch welchen Zufall oder Protektion, war er jetzt Pedell beim Konzil geworden, in welcher Eigenschaft er, wenn die Sitzungen zu lange dauerten, den Vätern und selbst manchem anständigen Einsiedler einen kleinen Imbiß zu besorgen hatte. Die strenge Heuschrecken-Fraktion nahm natürlich seine Dienste nie in Anspruch. Da ihm Theodor seinen Becher zur Verfügung stellte, versprach Plato, ihm einen Platz zu verschaffen, von dem aus er die ganze Versammlung übersehen, jeden verstehen, namentlich aber die Mienen und Bewegungen des Kaisers Konstantin genau beobachten könne, wenn derselbe nämlich zugegen wäre.

Theodors Neugierde fühlte sich gereizt, aber er hatte noch einige Kunden aufzusuchen, die beim Theater und in der Kirche des hl. Stephan von seinen Artikeln feil hatten. Hab' Dank, sagte er deshalb zu dem ehemaligen Löwen- und jetzigen Bischofswärter, das ist nichts für unsereinen. Meines Erachtens, fügte er etwas leiser hinzu, hätte Arius recht, wenn er meint, daß der Vater dem Sohne vorgeht; ich sage das, weil ich selbst Vater bin. Im Uebrigen wird der heilige Geist den Herren schon das Rechte eingeben. Es ist noch ein Becher voll in der Kanne, trink' aus!

Freund, rief Plato, bevor er den Wein zum Munde führte, um die Substanzfrage handelt es sich nicht mehr. Arius ist längst verdammt und abgereist, oder vielmehr abgereist und verdammt. Wir haben jetzt, und damit stellte er den geleerten Becher auf den Tisch, einen weit unterhaltlicheren Gegenstand, von

dem wir gemeinen Leute auch etwas verstehen. Es ist nämlich von einigen Bischöfen der Antrag gestellt, daß die Priester nicht mehr heiraten sollen.

Wird das heute verhandelt?

War schon vorgestern auf dem Tapet und wirds übermorgen auch noch sein. Uebrige Zeit wenn ich hätte, das ließe ich mir nicht entgehen.

Weiß Gott, ob nicht ein und der andere Concilsvater einen guten Einfall über die Weiber hat, der sich bei irgend einem Streit gut verwerten läßt. Und den Kaiser zu sehen ist am Ende doch auch kein schlechtes Vergnügen.

Wohlan Plato, wenn du mich an einen guten Platz führst — aber kosten darf es nichts — will ich dir folgen.

Plato trank aus und ging mit Theodor nach dem Cäsarenpalast, unter dessen schattigem Porticus sich eine große Menschenmenge herumtrieb. Die Thore des Gebäudes selbst standen offen und man sah in einen hohen und weiten Raum, der sein Dämmerlicht teils durch Öffnungen von oben erhielt, teils durch zahllose, an den Seiten angebrachte und von den Decken herabhängende Ampeln. Von der Wand des Hintergrundes hob sich ein kolossales Kreuz ab, dessen Flächen wie Metallspiegel glänzten und dessen Ränder in verschiedenen Farben funkelten, welcher Effekt von den Onyxen, Beryllen, Edelsteinen und Krystallen herrührte, mit denen es eingefaßt war. Theodor hielt sich anfangs ängstlich an Plato; bald aber war er die Beleuchtung gewöhnt und konnte nun Alles ganz gut unterscheiden. Die Luft war äußerst kühl und wohlthuend gegen die Hitze außen, und der duftende Rauch, der auf der Emporbühne des Hintergrundes aus zwei Dreifüßen aufstieg, kämpfte siegreich mit dem Dunst der Lampen.

Unter dem Kreuz befand sich ein mit Purpurkissen belegter Thron von weißem Marmor, die Lehnen rechts und links von goldenen Adlern gehalten, und über demselben stak das Labarum oder die Fahne Konstantins, ein Gegenstand, über den schon viel gestritten wurde. Thatsächlich bestand das Labarum aus einem vergoldeten Lanzenschaft mit einer Querstange, von der ein befranstes Stück Seide oder Tuch herabhing. Dieses Feldzeichen hatte man schon bei den germanischen Völkern kennen gelernt, und der Streit über den griechischen oder lateinischen Ursprung des Namens dürfte am Ende gar zu Gunsten des deutschen Wortes „Lappen" zu entscheiden sein. Die Erscheinung, die Konstantin gehabt haben soll, bezieht sich lediglich auf den Namenszug, den er aus Gold und Edelsteinen darauf sticken ließ.

Konstantin war zwar kein Vollblutengländer, aber doch in Britannien geboren, wo sein Vater Konstantius als Kriegsoberster stand und die Wirtstochter Helena heiratete. Die Stadt Colchester behauptet heute noch, deren Wiege beherbergt zu haben, während Andere sich mehr für York entscheiden. Jedenfalls gab es im Elternhause der berühmten Heiligen gute Austern oder ausgezeichnete Schinken, vielleicht auch beides zugleich, was die Einkehr höherer römischer Offiziere hinlänglich erklärt. Der Kirchenvater Ambrosius ist erbost darüber und sucht aus der Wirtstochter eine Königstochter zu machen. Sehr mit Unrecht. Auch das neunzehnte Jahrhundert sah eine Kaiserin, die mütterlicherseits von einem englischen Weinwirth abstammte, welche Verwandtschaft ihr, wenn nicht andere Dinge dazu gekommen wären, kaum geschadet hätte.

Der Respekt, mit welchem Theodor den Thron betrachtete, braucht nicht beschrieben zu werden. Die Abwesenheit des Inhabers war das Einzige, was er bedauerte. Dafür befand sich ein paar Stufen weiter unten ein zweiter, ebenfalls prachtvoller Stuhl, auf dem wirklich ein Mann saß, der ein weißes Gewand an hatte. Derselbe studierte eifrig in einer Pergamentrolle, die an einem roten Stab mit goldenem Knopf befestigt war. Zu seinen Füßen kauerte ein Bursche mit einer riesigen Trompete. Der Alte war ein spanischer Bischof Namens Hosius, vom Kaiser zum Präsidenten der Versammlung ernannt. Die übrigen Sitze, von Holz und mit Kissen belegt, zogen sich in Halbkreisen um das Emporium.

Manche Väter hatten ihre Plätze eingenommen, andere standen in Gruppen und berieten sich, wieder andere falteten die Hände und beteten. Noch immer kamen

neue Mitglieder, besonders viele Einsiedler, darunter Blinde, Lahme oder sonst Verkrüppelte, lauter Spuren der Verfolgung unter Diokletian, die in Ägypten am meisten gewütet hatte. Die Betreffenden waren aber auch auf diese Narben und Merkmale so stolz, wie heutzutage ein Tapferer auf seine Orden. Unter den Thoren drängte sich das Volk, um die verstümmelten Arme und die von den Schergen durchstochenen und dadurch steif gewordenen Knie zu küssen.

Plötzlich wies Plato auf einen von zwei jungen Leuten mühsam hereingeschleppten Greis mit langem, grauen Barte. Der heißt Jakob, sagte er, und ist Bischof, ich glaube in Mesopotamien. Wenn ich nämlich einen Ort nicht weiß oder nicht nennen kann, so sage ich immer Mesopotamien. Aber Jakob heißt er, das ist sicher, und der hat schon drei oder vier Tote erweckt.

In der That war der Bezeichnete ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und als er sich niederließ, erhoben sich die Nachbarn in weiter Umgebung und er streckte die Hände links und rechts gleichsam segnend aus, so daß Theodor, von der Erscheinung selbst ergriffen, höchstens dem Gedanken Raum gab: warum der Alte, wenn er sogar Tote wieder zum Leben bringen kann, die kleine Mühe scheut, sein eigenes Fußwerk etwas zu verbessern.

Während die Versammlung noch hin und herwogte und sozusagen in Gährung begriffen war, erschien ein Herr mit goldverbrämter Tunika auf der Emporbühne, um dem studierenden Präsidenten etwas mitzuteilen. Derselbe ließ sogleich von seiner Pergamentrolle ab und auf seinen Wink erhob sich der Trompeter, um dreimal in sein Instrument zu stoßen. Glocken waren damals noch nicht in Gebrauch. Auch den Einsiedlern in der Wüste, deren oft hunderte in kurzen Zwischenräumen nebeneinander wohnten, wurde der englische Gruß mit der Trompete verkündet.

Das Signal that sofort Wirkung. Wer noch nicht an Ort und Stelle war, eilte hin. Der Präsident aber kehrte sich gegen das über Konstantins Thron angebrachte Siegeszeichen und fiel auf die Knie. Die ganze Versammlung folgte seinem Beispiel.

Als man nach beendigtem Gebet wieder flüstern durfte, sagte Plato: Ich kann mirs wohl denken, warum der Kaiser heute nicht kommt.

Wichtige Staatsgeschäfte?

O nein. Er haßt den Gegenstand, der heute auf dem Tapet ist. Es könnte ein Wörtchen absetzen über den Wandel mancher Geistlichen. Der Kaiser aber hat gesagt: Und wenn ich selbst einen Priester auf einer Sünde ertappe, so werfe ich meinen Purpur darüber. Die Aeußerung ist verbürgt. O, wir haben einen edlen Herrn!

Aber er selbst ist doch eigentlich noch kein Christ, nicht wahr?

Darüber sind die Nachrichten verschieden. Wir Bedienstete vom Konzil wissen selbst nichts Gewisses. Es hieß, er hätte sich unlängst in Rom taufen lassen, was ihn von einer Krankheit heilte. Er will aber unparteiisch herrschen über alle Unterthanen ohne Ausnahme. Und darunter gibt's doch noch eine erkleckliche Menge Heiden. Ich gehöre selbst dazu. Aber verrat' mich nicht, Theodor. Ich bin nämlich ein armer Mensch und kann mich nicht verschleudern. Wenn einmal der richtige Pathe kommt, thu ich meinen Kopf schon unters Wasser, aber eher nicht. (Forts. folgt.)

## Muß man musikalisch sein?

Von Alfred von Mensi.

In einem Nestroy'schen Stücke findet sich, glaube ich, jene köstliche Definition von der Symphonie, die da sagt: Wenn etwas gar nicht mehr aufhört, so ist das ein Satz, und aus vier solchen Sätzen besteht eine Symphonie. Oder anderswo: Wenn Vier singen

und ein jeder von ihnen glaubt, er singe am schönsten, so nennt man dies ein Quartett. Diese drastischen Aussprüche fallen mir jedesmal ein, wenn am Schlusse unserer Münchener akademischen Konzerte eine Symphonie angesetzt ist, und vor Beginn derselben stets einige Herren und Damen schüchtern ihre Plätze verlassen und in dem Bestreben, möglichst wenig Aufsehen zu erregen, sich still und geräuschlos entfernen. Die Armen! sie leiden unter dem Drucke des Musikalischseinmüssens, unter den musikalischen Lügen der Kulturmenschheit, möchte ich's nennen. Es ist heutzutage eben fast zu einer Schande geworden, nicht musikalisch zu sein und es gehört sicher in München mehr zum guten Ton, die Akademie-Konzerte im Odeon als beispielsweise die Frühjahrsrennen auf dem Oberwiesenfeld zu besuchen. Diesem Banne fällt so ziemlich jede Familie, deren Mittel überhaupt den musikalischen Luxus erlauben, zum Opfer. Die Musik ist, Gott sei's geklagt, die populärste Kunst geworden, mit der Ausbreitung der Klaviersеuche macht die Konzertseuche gleiche Fortschritte. Es ist noch Niemand eingefallen, von jeder „höheren" Tochter zu verlangen, daß sie in ihren freien Stunden fünfaktige Trauerspiele schreibe oder den Kunstverein allwöchentlich mit frisch beschmierter Leinwand beschicke, aber daß sie Klavierschlagen oder ein paar Lieder von Hornstein singen könne, das ist sie ihrer Bildung schuldig. Über die Thatsache, daß das Klavier das nichtsnutzigste und gemeingefährlichste Instrument ist, sind schon bessere Federn als die meine verschrieben worden, in einzelnen Städten — München ist leider nicht darunter — hat sich sogar die hochlöbliche Polizei bemüssigt gefunden, dem Umsichgreifen der Epidemie mit sanitären Maßregeln entgegenzutreten. Solange man die Höhe der musikalischen Bildung nach der Anzahl der gerissenen Saiten oder der zersprungenen Trommelfelle berechnen wird, ist eine Besserung in diesem Punkte nicht zu erwarten. Erst wenn die Wahrheit siegend durchgedrungen ist, daß man einerseits das tiefste musikalische Verständnis, das reinste künstlerische Empfinden hegen und pflegen kann, ohne seinen Nebenmenschen durch höchsteigenes zweifelhaftes Musikmachen das Leben zu verbittern, und daß man andrerseits ein ganzer Kerl und der höchstgebildete Mensch sein kann, ohne auch nur im mindesten „musikalisch" zu sein, erst dann wird jede Oper und jedes Konzert ein wirklich kunstliebendes und musikverständiges Publikum haben und eine unbefangene Kritik wird wirklich zugleich der Ausdruck der öffentlichen Meinung sein, und dann erst wird die ungeheuere und so ganz und gar nutzlose Zeitverschwendung durch private Musikmacherei aufhören. Wir sind nicht optimistisch genug, daß wir diese „köstliche Zeit", in der die Musik ihre grenzenlose Popularität zwar verloren haben, dafür aber, ihren Schwesterkünsten gleich, eine heilige, nicht von dem nächsten Besten anzutastende Kunst geworden sein wird, zu erleben hofften. — Inzwischen aber Hut ab vor jenen Wackeren, die den Mut der Wahrheit besitzen und es verschmähen, Empfänglichkeit für eine Kunst zu erheucheln, die ihre köstlichen Gaben, ebensowenig wie jede andere, jedem mühelos in den Schoos wirft.

Ich gestehe offen, daß ich jene mutigen Flüchtlinge aus den Konzertsälen oft im Stillen beneidet habe, denn es gibt im Leben eines Musikreferenten Augenblicke, wo er viel darum gäbe, mit jenen tauschen zu können. Und das kommt daher, weil wir auch in unseren Konzertsälen wie zu Hause zu viel Musik machen. Die Devise sei: „wenig, aber gut" und nicht „billig und schlecht". Es ist bei dem jetzigen kolossalen Massenkampf der musikalischen Konkurrenz für jeden Konzertunternehmer zur gebieterischen Notwendigkeit geworden, Vieles zu bringen, um jedem etwas zu bringen und jeden künstlerischen Geschmack und Ungeschmack zu befriedigen. In dieser bunten Massenhaftigkeit geht nicht nur das Gute, sondern auch die Empfänglichkeit für das Gute mit der Zeit unter. Natürlich ist auch auf dem musikalischen Gebiete Teilung der Arbeit oberstes Prinzip geworden. Wer gute Musik im allgemeinen hören will, muß deshalb neben der Oper stets ein halb Dutzend Konzerte besuchen. Das Musikwesen Münchens kommt hierin so ziemlich allen herrschenden Richtungen entgegen. Unsere Oper verdankt bekanntlich ihrer einheitlichen und mustergiltigen Aufführung der Wagner'schen Musikdramen den größten und besten Teil ihres Rufes, während sie fast folgerichtig in der Aufführung Meyerbeer'scher Opern hinter ihrer Wiener Kollegin zurückbleibt, die ihrerseits wieder Wagner nur salopp und pietätlos gibt. Ich kann mich beispielsweise nicht entsinnen,

das bekannte, allerdings widerhaarige a capella-Terzett der Wiedertäufer in Meyerbeers „Prophet" je in München ganz rein und richtig gehört zu haben. Wer Geduld hat, kann an der Münchener Oper auch wirkliche Novitäten erleben. Freilich muß hier anerkannt werden, daß jene Novitäten, welche oft nach langer Weltfahrt an der Münchener Hofoper landen, sich noch stets als lebensfähig bewährt haben, gar nicht zu reden von dem sehr löblichen Bestreben unserer Intendanz, von Zeit zu Zeit immer auf ältere klassische Opern zurückzugreifen. Wird die Münchener Hofoper, ihrer Tradition getreu, vorzugsweise von Wagner beherrscht, so pflegt die Musikalische Akademie hinwiederum in ihren Konzerten in erster Reihe das klassische Genre. Nebenher haben wir im kgl. Odeon die hervorragendsten Virtuosen und so ziemlich auch das Wichtigste an moderner Musik gehört. In neuester Zeit wird sogar gewagt, uns Brahms vorzuführen, der seit ihn die „Bayreuther Blätter" in die große Reichsacht erklärt haben, für die Münchener, und für diese allein, eine terra incognita geblieben ist wie seinerzeit Schumann, von welchem man vor wenig Dezennien noch in Münchener Musikalienhandlungen nichts erhalten konnte, weil er nicht „zog". Außer durch diese Thatsache wird das „musikalische" München noch dadurch eigentümlich illustrirt, daß die Konzerte der königlichen Vokalkapelle unter Josef Rheinberger, die einzigen Vertreter des klassischen Chorgesanges, wegen Mangel an Beteiligung eingiengen. Die Akademie-Konzerte im Odeon zeichnen sich vor den anderen noch dadurch aus, daß das Münchener Publikum, welches zu allen anderen Konzerten und in's Theater in anderswo kaum gekannter Nonchalance kommt, bei diesen Gelegenheiten in großer Toilette erscheint. Diese Konzerte sind auch die besuchtesten.

Von hier ab teilt sich, um in unserer vorbereitenden Rundschau fortzufahren, das Münchener Konzertwesen in seine verschiedenen Spezialitäten. Der Kammermusik huldigen die Quartett-Soiréen des sog. Walter-Quartetts und die Kammermusik-Abende unter Prof. Bußmeyer. Zu beiden erscheint im großen Museumssaale ein kleineres Publikum, welches zum größten Teile aus wirklichen Kunstverständigen, dann aber auch aus solchen starken Seelen besteht, die ihre Selbstverleugnung so weit zu treiben vermögen, zwei Stunden für sie tötlichster Langweile für den Schein einer höheren musikalischen Bildung hinzuopfern. Diese beiden musikalischen Vereinigungen pflegen in erster Reihe klassische, in zweiter auch — nicht allzuoft — moderne Kammermusik, so daß diese Abende das Entzücken des zopfigsten Klassizisten sowohl wie auch jener erregen, für welche die Musikgeschichte nicht mit Beethoven aufhört. In demselben Raume drängen sich in der Saison, zum stillen Grausen des pflichteifrigen Musikmenschen, die Konzerte einheimischer und fremder Solo-Künstler und -Künstlerinnen, da ein hervorragender Geiger oder Pianist, dort eine Sängerin, mitunter leider auch eine oder die andere sangesbeflissene Dame aus der Provinz, die den Boden der Residenz für ein geeignetes Versuchsfeld hält. Außer einem „Chor-" und einem „Oratorien-Verein" finden wir, eine Stufe tiefer, aber doch nicht zu übersehen, eine unabsehbare Reihe von musiktreibenden geselligen Vereinen, die den Chor- und Volks-Gesang oft bis zu sehr anerkennenswerter Vollendung pflegen, andrerseits aber, in Verkennung und Ueberschätzung ihres eigentlichen Wirkungskreises, nicht selten ein Hort für jede dilettantische Mittelmäßigkeit sind, indem sie der unstillbaren Sehnsucht irgend einer sog. Opern- und Konzertsängerin, ihre häuslichen Übungen vor einem Publikum auf einem Podium fortzusetzen, schwach genug, zum Opfer fallen.

Jeder, der einmal während einer Konzert-Saison in München verweilt hat, wird den Isar-Athenern das Zeugnis nicht versagen können, daß sie schrecklich „musikalisch" sind. Während sich in Wien, wo allerdings die Konzertseuche allwinterlich am ärgsten wütet, das Publikum manches Konzerts lediglich aus Besitzern von Freibillets rekrutirt, giebt es in München kaum ein Konzert, das nicht ein, wenn auch oft nur kleines, höchst dankbares Stammpublikum besäße. Trotzdem möchte ich die Frage „muß man musikalisch sein?" mit nein, mit einem feierlichen dreimaligen Nein beantworten. Gäbe es nicht so viel Leute, die à tout prix „musikalisch" sein zu müssen glaubten, so gäbe es zwar weniger Publikum und somit weniger Konzerte, die Qualität der Musik und die Genußfähigkeit und Freudigkeit könnte aber dabei nur gewinnen. Und einem halbwegs normal konstruirten Menschen kann es doch unmöglich darauf ankommen, für sein Geld möglichst

viel Musik, gleichviel welche, zu hören, zu genießen bis zur Übersättigung. Wie singt doch die Gräfin Palmatica in Millöckers „Bettelstudent“ ?

„Hunger spürt nur die Kanaille,
Nur der Pöbel ißt sich satt,
Der wahre Adel hält auf Taille —
Natürlich, wenn er eine hat.“

## Komische Xenien.

Von Xanthippus.

B.

Meruit timeri, quia non timuit.

Gott sei Dank, der Mann, der nicht das Fürchten gelernt hat,
Nicht im Märchen allein lebt er, wir sahen ihn all'.

Neueste deutsche Litteraturgeschichte.
(Wilhelm Scherer).

Weibergeträtsch ist Geschichte der Litteratur; das Kunstwerk
Mittel der Biographie, wie ein beliebiger Wisch.

Philosophisch.

Als nun fertig die Welt, fragt Adam der Herr: „Wie gefällt dir's?“
„Nun, großartiger doch hatt' ich mir halt es gedacht.“

An den Nekrologschreiber der Nationalzeitung.

Weine nur nicht, mein Kleiner, die Größeren sterben zu deinem
Ruhme; bedenke, zuletzt bleibst du als Größter zurück!

Troppo tardi.

Ganz grünschnäbligen Jungen entlernt' ich das große Geheimnis,
Wie man mit Weibern verkehrt, — leider ein wenig zu spät.

Unverbesserlich.

Lange schon gab ich es auf, an euch zu bessern, und glaubt nur:
Selber ein Kerl bin ich, den, wie er ist, man verbraucht.

Liberal.

Schimpf' im Großen und Ganzen auf Gott und die Welt und die Menschen,
Aber den einzelnen Lump schützt liberales Gesetz.

Falsche Wissenschaft.

Wissen ist falsch, das nicht theologischem Glauben bequem scheint;
Gut, so heiße denn auch Glaube dem Wissenden falsch.

Destruktive Kritik.

Als nun lustig der Dreck hinschwamm aus dem Stall des Augias,
Sprach, so heißt es, ein Pfaff: „Freilich, zerstören ist leicht!“
Herkules d'rauf: „Wie hast Du so recht, mein Lieber, in tausend
Jahren getraut' ich mir nicht wieder zu sch—affen den Mist.“

Facit indignatio versum.

Kinder des Unmuts oft sind Verse, doch heitere Anmut
Halte die muntere Schaar mütterlich waltend in Zucht.

# Wahrheit und Lüge.

## Ein Dialog.

Von B. v. Suttner.

(Schluß).

— O, erwarte keinen beredten Schwung von mir. Wenn man etwas so einfach Klares, so beruhigend Sicheres vorzubringen hat, wie die Behauptung, daß zwei parallele Linien einander in Ewigkeit nicht begegnen, daß zweimal zwei gleich vier ist, und daß die Wahrheit der Lüge vorzuziehen sei, so gerät man nicht in Eifer, braucht auch keinen solchen zu fingieren, um seinen Lauscher zu übertölpeln. Ich könnte mich zwar gleichfalls in Zorn hineinreden und schließlich auch rhetorisch werden, wenn ich die Frage von der negativen Seite auffassen wollte und die Schädlichkeit und Schändlichkeit der Lüge darthun; — dann würde ich vielleicht versuchen, mir die Worte zu massiven Keulen zu zimmern, um auf das verfolgte Prinzip loszuschlagen. Aber da ich nur vom Wert und Segen der Wahrheit —

— Da wirst Du freilich mild und salbungsvoll sprechen. Ich höre die ganze Tirade voraus und könnte jetzt schon drüber einschlafen. Eine Lobrede auf die Wahrheit: — welcher Gymnasialschüler könnte einen so leichten deutschen Aufsatz verfehlen? Die Gemeinplätze kommen da auf den leisesten Ruf schaarenweise anmarschiert. Wir hören's ja in unserer verlogenen Welt von Früh bis Abend, von der Kindheit bis zum Grabe, das alte Bänkelsängerlied von der lieben Wahrheit. — „Im Geist und in der Wahrheit" näselt der preußische Pastor, indem er uns mitteilt, daß auf Josua's Geheiß die Sonne stillstand; — „Sprich nur immer die Wahrheit, mein Kind" schärfen alle Eltern dem armen kleinen Bengel ein, der noch gar nicht weiß, was Lüge ist, der aber bei seiner nächsten Frage — woher das Schwesterchen komme — von den Eltern zur Antwort erhält: „Der Storch hat's gebracht." Nein, nein, so billig lasse ich mich nicht abfinden, — keinen Hymnus auf die Wohlthaten dieser armen Teufelin, die zwar so viel gepriesen wird, die aber gar nichts anzuziehen hat und ihre Existenz in der Tiefe der Brunnen vertrauern muß . . . Was ich von Dir verlange ist, daß Du — wenn Du kannst — mir Punkt für Punkt widerlegst, was ich zur Glorifikation der Lüge vorgebracht habe. Es wäre mir gar nicht unlieb, denn — aufrichtig gestanden — ich fände es auch angenehmer, wenn der Sieg auf seiten der Wahrheit bliebe.

— Das wird er auch, sei ohne Sorge. Nicht durch meine gegenwärtige Rede, wohl aber — —

— Ah, Du meinst, im Lauf der Zeiten — in den fünf- oder sechsmalhunderttausend Jahren, nach deren Ablauf uns von allen Fortschrittsaposteln Besserung unserer verschiedenen Uebelstände versprochen wird? Du glaubst, die Wahrheit werde sich langsam Bahn brechen — sagen wir einen Zoll per Generation. Das ist ein recht schneckenhafter Gang und zeugt nicht für die ihr innewohnende Bewegungskraft.

— Die Wahrheit bewegt sich nicht. Sie ist ein Unwandelbar-Ewiges. Was sich bewegt, ist unsere Erkenntnis, und diese schreitet allerdings gar langsam vor. Die ganze Geschichte der Zivilisation ist nichts andres, als die Geschichte dieser Fortbewegung — ein Zoll per Generation, wie Du sagst. Wir müssen es uns genügen lassen. Und jetzt will ich mich daran machen, Deine Apologie zu attaquiren. Zuerst preisest Du die Katheder-lüge als heilsame Verdeckung des beschämenden „Ich weiß nicht", das Deiner Meinung nach alles Ansehen der Professoren und alles Vertrauen der Schüler knicken würde. Ich bin dieser Meinung nicht. Ich wollte im Gegenteil dieses loyale Wort am Giebelfeld jeder Akademie eingegraben sehen. Das, was wir nicht wissen, zu suchen, das ist das Ziel. Darum schmückt sich ja die Wissenschaft auch mit dem Namen Forschung. Das Gewußte ist Gott sei Dank auch unter uns schon groß genug, um daneben das Nichtgewußte freimütig als solches eingestehen zu dürfen. Nur jene, die gar nichts wissen, haben Grund, sich dessen zu schämen und müssen, um der gleichfalls gar nichts wissenden Menge zu imponieren, vorgeben, daß sie alles wissen. Damit haben auch überall die ersten Auguren begonnen. Freilich ist das Nichtwissen eine Lücke, ein negatives Uebel —

denn alles Gute, alles Glück kommt nur von einer entdeckten Wahrheit her — aber die Lücke mit einer falschen Wahrheit künstlich auszufüllen, das verwandelt das negative Uebel in ein positives. Derjenige, der von einem Dinge mein gepriesenes „Ich weiß nicht" sagt, kann daraus keine Konsequenzen ziehen — und nur die Konsequenzen falscher Voraussetzungen sind es, welche die Welt mit all den Widerwärtigkeiten und Widersprüchen füllt, die man immer wieder mit neuen Lügen zu vermitteln sucht. Und diese neuen Lügen mögen freilich da, wo sie aufzutreten gezwungen waren, angenehm und nützlich sein — darum wolltest Du sie nicht missen. Du vergissest aber, daß wenn die Gesellschaft genug vorgeschritten sein wird, um als Ausgangspunkt ihrer Einrichtungen und Gepflogenheiten, ihrer Künste und ihrer Moral, ihres Glaubens und ihrer Gesetze überall nur Wahrheit — d. h. erkannte Wirklichkeit — statt, wie dies heute noch der Fall, so viel Aberglauben, Ungerechtigkeiten und Vorurteile aufzuweisen hätte, daß dann alle die kleinen Lügen, die uns gegenwärtig zu Nutz und Frommen sind, gar nicht mehr entstehen würden. Daß in einem unreinen Raume sich Spinnen einfinden, ist sehr gut, denn selbe vertilgen das übrige lästigere Ungeziefer und ich begreife, daß man die wohlthätigen Weberinnen nicht weggefegt wünscht — aber denken wir uns die Initialunreinigkeit fort, so ist auch die Hilfe der häßlichen Spinnen nicht mehr nötig, also frisch „Besen drüber." Jeder Reformidee gegenüber lassen sich gegenwärtige Zustände stets mit scheinbarer Begründung verteidigen. Denn es gibt immer eine Anzahl vorteilhafter, ja unentbehrlicher Dinge, welche durch die vorgeschlagene Reform gefährdet erscheinen, und im Namen dieser Dinge läßt sich dann der Vorschlag verdammen. Man vergißt aber dabei, daß Eine Änderung tausend andere nach sich zieht, daß falls das Vorgeschlagene verwirklicht würde, dadurch auch die Bedingungen schwänden, auf welchen die angeblichen Unentbehrlichkeiten beruhen. Verstehst Du?

— Nicht sonnenklar . . .

— So will ich's in eine Formel bringen. A hat zur Folge B. B jedoch erheischt notwendig C — gäbe es kein C, so wäre das ein Unglück. Alle drei sind gegenwärtige Zustände. Nun komme ich daher und sage: Wir wollen A aufheben. Du antwortest darauf: o weh, in diesem Falle gäbe es ja kein C mehr und das wäre ein Unglück. Jetzt könnte ich stutzen . . .

— Ich verstehe. Du könntest stutzen, wenn Du kein so scharfer Logiker wärest, der es gleich herausbringt, wo der Trug in diesem Schlusse sitzt. Nämlich so: Durch das Verschwinden von A wäre C zwar gefährdet, aber B wäre gleichzeitig weggeräumt — und da C nur in Hinblick auf B unentbehrlich war, so hätte dessen Unentbehrlichkeit schon aufgehört und sein Verschwinden wäre auch kein Unglück mehr.

— Richtig. Und so ist es Dir vorhin bei Deiner Verteidigung der kursirenden Lüge C ergangen. Sie ist wohl nötig in Hinblick auf B — nämlich auf die Zustände, in denen heute Katheder, Kanzel, Thron, Handel, geselliger Umgang, Kunst und Liebe unter uns bestehen. Aber diese Zustände sind hervorgegangen aus dem von mir weggewünschten A, nämlich aus noch tausend herrschenden Irrtümern. Wie Du siehst: ich habe Dein rhetorisches Feuer nicht nachgeahmt; ich habe so trocken als möglich, mit Hinzuziehung von Buchstabenformeln, argumentiert, und glaube bewiesen zu haben, daß Deine Verteidigung der Lüge — wie ich es übrigens vorausgesehen — weiter nichts als eine Kette von Sophismen war.

— Meinetwegen. Doch zur Verteidigung der Wahrheit hast Du keine Beweise vorgebracht.

— Da sei auch Gott vor! Wozu verteidigen was kein vernünftiger Mensch anklagen kann? Wozu Selbstverständliches beweisen?

# Baronin d' Elvert.

Von Oskar Welten*)

Eine im Grunde unangenehme Ueberraschung erwartete mich an meinem nächsten Plauderabend bei Frau v. S. Ich traf in ihrem Boudoir die Baronin d'Elvert, eine kleine, nicht unhübsche, zart und ebenmäßig gebaute Frau von etwa dreißig Jahren, südlicher Inkarnation und einer wahren Quecksilbernatur. Sie genießt nicht eben eines guten Rufes in der Gesellschaft, aber sie stammt aus vornehmem Geschlecht, ist reich, und ihr Gemahl nimmt eine hervorragende Stellung im auswärtigen Amte ein. Genug der Gründe für die gute Gesellschaft, es mit ihrer Moralität nicht allzu streng zu nehmen. Man spricht zwar alles Ueble über sie, aber man scheut sich deshalb doch nicht, mit ihr zu verkehren. Und auch Frau v. S. hätte sich der Pflicht, sie zu empfangen und mit ihr zu verkehren, nicht entziehen können, ohne hoffärtig prüde zu erscheinen, selbst wenn ihr dies in den Sinn gekommen wäre. Doch meine Freundin, eine wirklich tugendhafte Frau, bethätigte sich als solche auch durch die Nachsicht, welche sie ihren schwächeren Schwestern angedeihen ließ. Sie sprach nie Böses über die Baronin, hörte es auch gar nicht an, und begegnete ihr mit all der ruhigen Liebenswürdigkeit, welche auch nicht den leisesten Hintergedanken hegt. Man wird mir vielleicht einwenden, daß es auch tugendhafte Frauen gibt, welche dabei sehr rigoros und sittenstreng sind. Ohne Zweifel, aber diese Frauen sind nur tugendhaft geblieben, weil ihnen der Muth zu sündigen fehlte, und ihre unbarmherzige Strenge entspringt einem Gefühl des Neides, nicht des sittlichen Bewußtseins. Sie neiden den Andern — den Genuß des Lasters. Und solcher Neid macht doppelt hart. Baronin d'Elvert fühlt sich aber zu Frau von S. gerade darum besonders hingezogen, weil sie diese wirklich wohlwollend und unbefangen weiß.

Meine Freundin hatte die Baronin von meinem Kommen und von dem Zweck desselben in Kenntnis gesetzt, und diese hatte gebeten, bleiben und auch zuhören zu dürfen, eine unwillkommene Bitte, welche aber nicht abgeschlagen werden konnte. Und nun trat ich ein und ward gleich von einem Schwall von Worten überschüttet. Die Baronin konnte es gar nicht fassen, wie ich Zola ernst zu nehmen vermöge; sie sei durchaus nicht vorschnell in ihrem Urteil und habe deshalb einige seiner Romane gelesen, obgleich Zola's Leumund ein so übler sei, allein das Schlimmste, was sie über ihn gehört, sei noch viel zu milde gewesen. Das sei ja ein Schriftsteller, der einem alle Romanideen austreibe mit seiner schonungslosen Schilderung der Fehler und Schwächen der Menschen und ihrer schrecklichen Folgen.

„Es ist ja hart genug", sagte sie, „wenn wir jeden Moment des Glücks mit Tagen und Monden bittern Herzeleids bezahlen müssen, um so weniger aber wollen wir dies in Romanen lesen. Da wollen wir das Leben von der schönen Seite kennen lernen, da wollen wir das Leben unserer Träume ausgestaltet sehen. Und wenn Zola das nicht kann, dann ist er kein Dichter, dann soll er überhaupt nicht schreiben!"

Frau von S. lächelte und wechselte einen verständnisvollen Blick mit mir. Und ich erwiderte beistimmend:

„Sie haben Recht, Baronin, Zola ist kein Dichter für das schöne Geschlecht, Zola ist ein Dichter für uns Männer!"

Das hieß aber Oel in's Feuer gießen.

„Für die Männer schon gar nicht!" rief sie ganz erregt, „die sind heutzutage ohnedies allzu nüchtern, keines poetischen Aufschwunges fähig, und wenn sie nun Zola's Romane lesen, entfremden sie sich uns Frauen ganz. Denn das müssen Sie doch zugeben, daß bei Zola das weibliche Geschlecht ganz unverantwortlich schlecht gemacht wird. Ich will gar nicht von „Nana" sprechen, — das ist so Eine — aber nehmen Sie nur die Frauen in „Pot-Bouille", ich schäme mich eigentlich, daß ich das Buch gelesen habe, aber wir halten die „Neue freie Presse" und da stieß ich darauf, ehe es noch erschienen war, —

---

* Aus „Zola-Abende". Verlag von Alfred Unflad in Leipzig. Preis 3 M. Vergleiche litt. Rundschau in Nr. 1 der „Gesellschaft".

sie sind alle nichts nutz, alle, alle, alle, und das soll die Geschichte eines Bürgerhauses sein! Ich bin zwar von Adel, aber soweit nehme ich doch die Frauenwelt des Bürgertums in Schutz!"

„Thun Sie das nicht!" gab ich lächelnd zurück, „lesen Sie „Seine Exzellenz Rougon" und Sie brauchen all' Ihre Beredtsamkeit für Ihre Standesgenossinnen."

„Wie? uns greift er auch an? Wär's mit „Nana" nicht genug, wo wir übel genug weggekommen sind, wenn auch nur so nebenbei?" brauste sie auf. „Wann ist denn das Buch erschienen?"

„Lange vor „Nana" und wenn Sie erlauben, Baronin, werde ich Ihnen im Zusammenhange diese Romanreihe vorführen. Vielleicht bekommen sie dann doch Lust, einen oder den andern noch zu lesen. Sie thun Zola wirklich Unrecht, wenn Sie ihn für einen Frauenfeind halten. Dazu ist er allzusehr Dichter, — und es finden sich in einigen seiner Werke wahrhaft poetische, rührende und entzückende Frauengestalten".

„Das höre ich zum ersten Male!" erwiderte die Baronin, welche sich so ziemlich als — enttäuschte Zolaleserin entpuppt hatte, „und bin wirklich sehr, sehr gespannt. Aber bekehren werden Sie mich doch nicht".

Das war auch gar nicht meine Absicht, und ich beschloß, einen im Sinne dieser Frau möglichst langweiligen Vortrag zu halten, das sicherste Mittel, sie unseren künftigen Zola-Abenden einigermaßen zu entfremden.

„Es kann nicht Wunder nehmen", begann ich zu Frau von S. gewendet, „daß Zola, der so ungeheures Gewicht auf die Umgebung, die lebende und tote Umgebung, legt, insofern dieselbe Einfluß nimmt auf das ganze äußere und innere Wesen eines Menschen, auch der Herkunft desselben eine wesentliche Bedeutung beilegt. Sie werden kaum eine hervorragende Gestalt in Zola's Romanen, von „Madeleine Ferat" an, finden, deren Eltern, deren Kindheit Ihnen der Dichter nicht vorführen würde, um zum Teil aus dieser Abstammung, aus der frühesten Entwicklung dieser Gestalt ihr ferneres Werden und Wachsen psychologisch und physiologisch zu erklären. Wer ehrlich mit sich selbst zu rathe geht, wird wohl aus seiner eigenen Vergangenheit und Entwicklung heraus erkennen, wie richtig diese Ansicht Zola's ist, daß auch der Mensch wie Tier und Baum und Pflanze eben so wenig abzulösen ist von dem Keime, aus dem er entstanden ist, wie von der Umgebung, in welcher er emporwächst. Die Wissenschaft hat dies längst nachgewiesen und die Vererbungstheorie dürfte im Laufe der Zeit wohl noch in unserer Gesetzgebung eine Rolle spielen, indem sie auf die Eheschließung Einfluß nimmt. Der Fortpflanzung gewisser Krankheitskeime, wie namentlich der Skrofeln und anderer Blutvergiftungen und Entartungen, soll zum Schutze der Menschheit auch durch gesetzliche Bestimmungen — nach Möglichkeit entgegengearbeitet werden. Was als Grausamkeit gegen das einzelne kranke Individuum erscheinen kann, es ist thatsächlich nur eine Wohlthat für das ganze menschliche Geschlecht".

Baronin d'Elvert rückte sehr unruhig auf ihrem Sitze hin und her. Ich aber ließ sie nicht zu Worte kommen, noch mich beirren.

„Diese Vererbungstheorie nun", fuhr ich trocken fort, „konnte natürlich ein Mann von der Wissenschaft und kritischen Schärfe Zola's nicht übersehen, noch übergehen, und in seinem Rougon-Macquart-Cyclus kommt sie besonders mit Bezug auf den Charakter in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen von Geschlecht zu Geschlecht zu höchst interessanter Verkörperung Die Stamm-Mutter Adelaide Fouque des Geschlechtes Rougon-Macquart war der degenerirte letzte Sprößling einer provençalischen Bürgerfamilie, und sie allein schon besaß eine Fülle fataler Eigenschaften, die in dem entarteten Blute ihre Erklärung finden. Sie war von verzehrender Sinnlichkeit, welcher sie sich blindlings und widerstandslos unterwarf, von heftiger Gemütsart, fahrigem, absonderlichem Wesen und scheuem Blick, so daß sie allgemein für verrückt galt, was um so weniger wunder nahm, als ihr Vater im Narrenhaus gestorben war.

„Mit achtzehn Jahren alleinstehend in der Welt und Erbin eines ziemlich ansehnlichen Landbesitzes, heiratete sie einen ungehobelten Bauern aus den Nieder-Alpen, Namens Rougon, welcher als Gemüsegärtner in ihrem Dienste stand und den sie allen eben-

bürtigen Bewerbern vorgezogen hatte. Nach zwölf Monaten genas sie eines Sohnes Pierre, und drei Monate später starb Vater Rougon am Sonnenstich. Die junge Frau gab ihm jedoch rasch einen Nachfolger, einen übelbeleumundeten Säufer, Wilddieb und Schwärzer, welcher allgemein ‚der Lump Macquart' hieß, und dessen Hütte an den Garten der Rougon stieß. Mit diesem Menschen lebte Adelaide nun in wilder Ehe, aus der zwei Kinder hervorgingen, ein Knabe Antoine und ein Mädchen Ursula.

„So lange diese drei Sprossen noch nicht klar waren über die Verfänglichkeit ihres verwandtschaftlichen Verhältnisses, lebten sie, völlig wild aufwachsend, im Stande der Gleichberechtigung. Sobald aber der junge Pierre Rougon sich der ganzen Situation bewußt wurde, strebte er mit der Berechnung und Tücke des habsüchtigen Bauernverstandes darnach, sich seine Halbgeschwister vom Halse zu schaffen, was um so leichter ging, als Antoine zum Militär mußte. Der alte Macquart war mittlerweile gestorben und Pierre verstand es nun, durch allerhand Winkelzüge und Advokatenkniffe seine Mutter zur Abtretung ihres ganzen Besitzes an ihn zu veranlassen. Die alternde Frau zog sich in die Hütte Macquart's zurück, wo sie von nervösen Zufällen und Krämpfen gepeinigt, einer hirnverbrannten Frömmigkeit hingegeben, langsam dem Irrsinn verfiel. Ursula aber fand sich rasch bereit, einen braven Hutmacher in Marseille zu heiraten, welcher sich in sie verliebt hatte und sie ohne jedes Heiratsgut nahm, was Pierre natürlich sehr willkommen war. Er selbst aber heiratete die einzige Tochter eines Öl- und Südfrüchtenhändlers in Plassans (oder richtiger Aix in der Provence), woselbst sich alle diese Begebenheiten abspielen und wo Zola die Jahre seiner Kindheit zubrachte. Felicitas Puech ist der Mädchenname der nunmehrigen Gattin Pierre Rougon's, und sie bringt, außer dem Geschäfte ihres Vaters, welches Pierre übernimmt, auch die Intelligenz, Herrschsucht und Lust zum Intriguieren in das Geschlecht. Aus der Ehe Pierre's mit Felicitas gehen fünf Kinder hervor, Eugène, welcher die Brutalität des Vaters und die Herrschsucht der Mutter erbt und die Hauptfigur des politischen Romanes „Son Excellence Rougon" ist. Dann Pascal, welcher ganz aus der Art schlägt und als Gelehrter und Arzt der Menschheit nützlich wird, einen tadellosen Wandel führt und nicht heiratet: also aller Erblichkeitstheorie spottet. Der dritte Sohn ist Aristides, dessen Habsucht und Spekulationswut, ein Erbteil seines Vaters, in dem Finanz-Roman „La curée" große Erfolge erzielt und unglaubliche Triumphe feiert über Ehre und Gewissen dieses Mannes. Dann sind noch zwei Töchter Martha und Sidonie zu nennen. Damit ist die Reihenfolge der Rougons in erster Linie entwickelt. Ich wende mich nun den Abkömmlingen aus der wilden Ehe Adelaides mit Macquart zu. Der bereits genannte Sohn Antoine kehrt zum Mißvergnügen Pierres nach Ablauf seiner Dienstzeit nach Plassans zurück, in der Anwartschaft auf ein gutes Erbteil. Bald jedoch sieht er den Betrug, der ihm gespielt wurde, und führt nun in dem kleinen Städtchen eine fatale Lumpen-Existenz, welche darin gipfelt, daß er seinen Halbbruder überall einen Gauner und Betrüger schilt, welcher von Rechtswegen hinter Schloß und Riegel sitzen sollte. Endlich gelingt es Pierre und seiner Frau, ihm ein wenig den Mund zu stopfen, indem sie ihm eine kleine Summe auszahlen. Nachdem er aber diese vertrunken, geht der Skandal von Neuem an, und er heiratet, um seine stolzen Verwandten zu ärgern, ein großes tüchtiges Hallenweib, Namens Josephine Gavaudan, welche nun auch für ihn schafft und arbeitet, und nur die Schwäche hat, sich hie und da zu betrinken. Das gibt aber Anlaß zu manchen ehelichen Faustkämpfen, da Antoine derselben Neigung huldigt. Trotzdem hält diese Ehe zusammen und entsprießen derselben drei Kinder: Lisa, die weibliche Hauptfigur in dem Hallen-Roman „Le ventre de Paris", Gervaise, die weibliche Heldin des Arbeiter-Romanes „L'Assommoir" und ein Knabe Jean. In Gervaise erbt sich die Trunksucht ihrer Eltern fort und sie wird die Mutter Nanas, in welcher Gestalt die geschlechtliche Überreiztheit der Stamm-Mutter Adelaide in wildes Phrynentum ausartet.

„Es bleibt nur noch die Nachkommenschaft von Antoines Schwester Ursula, welche den Hutmacher Mouret in Marseille geheiratet hat, zu erwähnen übrig. Ursula —" Baronin d'Elvert sprang jäh vom Sopha empor. „Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich unterbreche," sprach sie mit vibrierender Stimme, der man die mühsam nieder-

gehaltene zornige Ungeduld anhörte. „Ich besinne mich eben, daß ich meinem Mann versprochen habe, ihn in unserer Loge in der Oper zu treffen. Es thut mir aufrichtig leid," wandte sie sich mit dem süßesten Lächeln zu mir, „daß ich Ihren hochinteressanten Ausführungen nicht weiter folgen kann, aber Sie wissen, die Pflichten gegen den Gatten darf keine Frau vernachlässigen."

Und meine Antwort gar nicht abwartend, küßte sie Frau von S. auf beide Wangen und rauschte davon.

Ehe wir's wußten, waren wir allein. Meine Freundin sah mich mit dem Ausdruck sprachloser Verblüfftheit an, während ich ruhig meinen Platz wieder einnahm.

„Wissen Sie," rief sie endlich, nachdem sie sich soweit gefaßt hatte, „daß ich Sie niemals für so boshaft gehalten hätte?"

„Inwiefern boshaft? Ich gab der liebenswürdigen Dame Gelegenheit, zu zeigen, welch' pünktliche und submisse Ehegattin sie ist, eine Tugend, die wohl nur wenige Menschen bei ihr vermuten."

„Ah! jetzt werden Sie malitiös, lieber Freund, und dagegen muß ich protestieren!"

„Was Ihnen alle Ehre macht. Aber in diesem Falle, verehrte Frau, habe ich nur einen Racheakt ausgeübt. Diese Baronin d'Elvert gehört zu jenen Damen, deren lüsterne Phantasie bei Zola meist zu kurz kommt, und die ihn diese Enttäuschung entgelten lassen, indem sie mit moralischer Entrüstung über seine Romane sprechen. In der That aber ist's eine sehr unmoralische Entrüstung! Übrigens hätte ich beim besten Willen meine Sache kaum anders führen können, und muß auch Ihre Geduld noch für wenige Minuten in Anspruch nehmen." — —

Meine Vermutung, daß Frau Baronin d'Elvert unsere Zola-Abende nochmals mit ihrer Gegenwart beehren würde, sollte ich wirklich bestätigt finden. Als ich das nächstemal, es war kurz vor Weihnachten, bei Frau v. S. eintrat, fand ich sie bereits in die schwellenden Kissen des Divans gedrückt, mit der Miene einer Frau, die nicht sobald daran denkt, diesen Platz zu räumen. Neben ihr saß, aufrecht wie immer, die schöne Frau des Hauses, mit der ihr eigenen stolzen Miene einer tugendhaften Königin. Man konnte sich nicht leicht zwei Frauen von verschiedenartigerem Charakter, auch bloß was das Äußere betraf, denken. Die Eine klein, unruhig, spielerisch in ihren Bewegungen wie eine junge Katze und doch dabei von jener eigentümlichen körperlichen Trägheit, welche Frauen eigen ist, die viel geliebt haben, und die immer eines starken äußeren Impulses bedarf, um der Lebhaftigkeit solchen Temperamentes zu weichen. Diese Baronin war unzuverlässig, falsch, treulos, ohne es eigentlich zu wissen und zu wollen. Sie selbst hielt sich sogar für tugendhaft und war es auch in ihrem Sinne von einem Fall zum andern. Daß sie fiel, lag stets außer ihrer Berechnung. Plötzlich erfaßte sie der Wirbelwind einer Leidenschaft und trug sie mit sich fort. Und wenn sie zur Besinnung kam, lag sie an irgend einer breiten Mannesbrust.

Frau v. S. dagegen, groß, einfach, ruhig, nur in jenem ganz leisen Grade kokett, in welchem es eine ihrer Schönheit bewußte Frau immer sein wird, in ihrem Handeln überlegt und ihr Herz hütend; ihrem Gatten aber Freundin und Geliebte, zuverlässig wie jene, hingebend, wie diese. Und bei aller äußeren Ruhe und Gemessenheit von einer Intensität des Gefühls, welche den sogenannten leidenschaftlichen Frauen gänzlich fehlt, und von jener körperlichen Elastizität, die von einer Schwere des Leibes nichts weiß. Es war mir immer interessant, diese beiden Frauen nebeneinander zu sehen.

## Technischer Fortschritt und Übervölkerung.

Von G. Cristaller.

(Schluß).

Heute ist allerdings durch die höhere Entwicklung der Industrie und des Lebenskomforts die Verlegenheitsgrenze für die Reichen viel weiter hinausgerückt. Dafür hat aber die öffentliche Meinung eine andere Grenze gesteckt: man muß heute seinen Überfluß

mit mehr Anstand los werden: dem Modernen würden jene antiken Aberwitzigkeiten eine Anwartschaft auf Kuratel oder Irrenhaus verschaffen.

Jedenfalls existirt jene Verlegenheitsgrenze des Reichtums auch in der modernen Zeit, und manche Vorboten zeigen sie schon in der Nähe. Ein solcher Vorbote ist z. B. die Kleidermode. Die Mode ist ein Produkt der gesellschaftlichen Spaltung in Überreiche und Reichtumhaschende. Jener Teil der Gesellschaft ist der Vater der Mode: die Reichen sind wie ein Pferd, das der Haber sticht; überall haben sie das Bedürfnis Geld von sich zu geben, natürlich nicht umsonst, sondern für ein Vergnügen; und das ist gar nicht so einfach als der Laie sich vorstellen mag. Die Konfektionsbranche ist die Mutter; sie hat eine große Aufnahmsfähigkeit, ja einen Hunger nach Geld; die beiden können einander helfen. Das Kind ist die Mode. Die Mode lehrt dreimal so viel Stoff an den Leib hängen, als der gesunde Menschenverstand thäte: die Mode befiehlt Hüte aufzusetzen, die zwar nicht schöner, aber zehnmal kostspieliger sind, als die des naiven Bedürfnisses; die Mode befähigt ihre Jünger, in derselben Zeit, in der man sonst ein Kleid vertrüge, deren drei bis zehn zu vertragen; sie kann eben ihre Gegenstände viel schneller alt machen, als Staub, Luft und Sonnenlicht im stande sind. Kurz, die Mode ist ein treffliches Mittel gegen stagnirende Reichtümer, ein gelungenes Bestreben, die Verlegenheitsgrenze ferner zu schieben, eine Verrücktheit, um Geld loszuwerden, analog dem antiken Nachtigallenzungenfressen, aber faber, wie alles Moderne.

Aber kann man durch solche Mittel die Verlegenheitsgrenze in Ewigkeit hinausschieben? Nein; sie ist wie ein elastisches Band, je weiter sie ausgedehnt wird, desto größer wird ihre Widerstandskraft. Und wenn nun das Dehnen ein Ende hat? Dann giebt es wieder zwei Möglichkeiten.

In einer Gesellschaft wie der des sozialen Gleichheitsstaats, wo die Produzirenden und die Konsumirenden durchaus dieselben wären, würde man an der Verlegenheitsgrenze einfach anfangen weniger zu arbeiten; die steigende Produktivität würde sich in Verminderung der Arbeitszeit umsetzen.

Wenigstens möglicherweise; ebenso wäre es in einer Gesellschaft, in welcher Reiche und Arme streng, ohne Mittelklasse, getrennt wären. Denn warum sollten die Reichen, wenn sie selbst keinen neuen Vorteil mehr haben können, nicht so human sein, den Arbeitern eine Erleichterung zu gönnen, die gar nichts kostete? Aber nicht so günstig steht es in der heutigen Gesellschaft, in welcher zwischen Ueberreichen und Besitzlosen noch ein Mittelglied steht, der Unternehmerstand. Dieser ist noch nicht so weit, seinen Reichtum nur genießen zu wollen; er will ihn auch noch vermehren. Er hat daher ein Interesse, die Kosten seiner gewinnbringenden Produktion möglichst niedrig zu halten und läßt daher die steigende Produktivität nicht in Verminderung der Arbeitszeit, sondern nur der aktiven Arbeiterzahl übergehen. Oder praktisch gesprochen: wenn der Fabrikant eine neue Maschine einführt, ohne daß sich sein Absatz vermehrt, so gibt er nicht seinen Arbeitern früher Feierabend, sondern er entläßt einige. Und daher das Anwachsen einer überschüssigen Menschenmenge und die Überfüllung aller Berufsarten, zunächst der niederen, in welchen Maschinenarbeit die menschliche Arbeit ersetzen kann, dann aber auch der höheren, gelehrten, da diese nicht kastenmäßig abgeschlossen sind, und somit durch das Aufdrängen von unten her ebenfalls überflutet werden.

Bedenken wir nun noch dazu die bekannte Tendenz unserer Zeit zur Vereinigung des kapitalistischen Reichtums in immer wenigere Hände, und bedenken wir, wie dadurch die Fähigkeit der Gesellschaft, Luxus zu konsumiren, abnimmt, — denn ein zehnfacher Millionär kann nicht zehnmal soviel konsumiren als ein einfacher, — so haben wir eine Hauptursache der heutigen Übervölkerung gründlich begriffen: es ist der technische Fortschritt innerhalb der heutigen Produktionsweise. Freilich die letzte fundamentale Ursache, die nur von den anderen noch unterstützt und verstärkt wird, ist und bleibt die physiologische: das Bevölkerungsgesetz von Malthus.

## Aphorismen.

Mir deucht, daß die neueren Kritiker durch ihre Bemühungen, den Begriff des Schönen abzusondern und in einer gewissen Reinheit aufzustellen, ihn beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt haben, daß man in der Entgegensetzung des Schönen gegen das Richtige und Treffende viel zu weit gegangen ist und eine Absonderung, die bloß der Philosoph macht und die bloß von einer Seite statthaft ist, viel zu grob genommen hat.

Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur im Homer und in den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem griechischen Schönen gebildet hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falsche Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinn an seine Stelle zu setzen.

**Schiller an Goethe 1797.**

Ein Deutscher hat noch nicht einmal so viel gewagt wie die sonst in Sitten, Sprache, Geschlechts- und Gesellschaftspunkten und in weißer Wäsche so zart bedenklichen Briten. Der reinliche und keusche Swift drückte eben aus Liebe für diese geistige und leibliche Reinheit die Patienten recht tief in sein satyrisches Schlammbad . . . Aber wir altjüngferlichen Deutschen bleiben die seltsamste Verschmelzung von Kleinstädterei und Weltbürgerschaft, die wir nur kennen. Man bessere uns! Nur ist's schwer! Wir vergeben leichter ausländische Sonnenflecken, als inländische Sonnenfackeln . . .

**Jean Paul 1808.**

## Die Haide.

Von E. v. Hinckelage.

Die Haide so still, die Haide so weit,
So weit und still mein Herz;
Versandet, bemoost wie das Hünengrab
Der alte Jugendschmerz.

Doch der trotzige Geist, der die Steinart schwang,
Die hier verscharrt mit dem Streiter,
Er schreitet — ich fühl' es in tiefster Brust! —
Noch über die Haide — weiter!

## Münchener Mappe.

Allerlei Betrachtungen von Fritz Hammer.

### 2. Philippi-Bernstein'sche Kunstinstitute.

Zwei Rezensenten, die sich vorgesetzt haben, das gesammte litterarische und künstlerische Leben der bayerischen Residenz einzuschlachten und zu verwursteln und im Schlot der Reklame nach ihrer Art schmackhaft zu räuchern, die Herren Bernstein und Philippi, thaten sich jüngst zusammen, um für den bequemen Hausgebrauch braver Leute — das Evangelium nennt sie „die Armen im Geiste" und verspricht ihnen die Seligkeit in Bausch und Bogen — ein gar niedliches „Münchener Hofschauspiel" in Duodezformat (weitere Verkleinerungen vorbehalten!) zu bearbeiten. Dieses Philippi-Bernstein'sche „Hofschauspiel" ist fünfzehn Mann hoch, worunter sechs Damen. Ein Blick in den mit amtlicher Autorisation herausgegebenen Theater-Almanach von Anton Hagen belehrt männiglich, daß das Künstler-Personal des königlichen Hofschauspiels das Doppelte zählt. Philippi und Bernstein haben sich also ein Hofschauspiel nach ihrem Herzen zusammengestellt und diese ausgelesene Gesellschaft mit imponirender Autorität den obbemeldeten braven Leuten kurzweg als

„Das Münchener Hofschauspiel" aufgebunden und photo- und biographirt um 8 M. in's Haus geliefert (in Kalbleder mit Goldschnitt zwei Mark mehr). Warum nun gerade fünfzehn von den dreißig oder zweiunddreißig wirklich engagirten königlichen Schauspielern das Philippi-Bernstein'sche sogenannte „Münchener Hofschauspiel" bilden sollen, ist in dem sonst so geschwätzigen Büchlein mit keinem Wort verraten. Es ist eben einmal so. Die Herren Philippi-Bernstein erkennen offenbar nur diese fünfzehn als wirkliche Hofschauspieler an, die anderen zählen für sie nicht, und wenn sie es dennoch wagen, auf der Bühne, wohin sie königlicher Wille berufen, zu erscheinen, so zucken Philippi-Bernstein die Achseln: „Das sind nicht unsere Leute, das sind Eindringlinge, die gehören nicht zu unserem Hofschauspiel, thun wir gnädigst, als ob wir sie nicht sähen; da wir sie nicht mit Gewalt fortjagen können, wollen wir sie wenigstens zum Tempel hinausignoriren!"

Wir schlagen das amtliche Künstlerverzeichnis auf. Da steht gleich der Oberregisseur Brulliot, ein altverdientes Mitglied des königlichen Hoftheaters.

„Was? Brulliot?" rufen Philippi-Bernstein zusammen und erheben sich wie Ein Rezensent. „Kennen wir nicht; zählt nicht in unserem Hofschauspiel!"

Da ist ferner Herr v. Pindo, eine ganz gewiß nicht minder schätzenswerte Kraft in seinem Fach, als die photo- und biographirten Herren Rhode und Knorr.

„Pindo? Wer ist Pindo? Existirt nicht mehr für uns, seit er sich gegen unsere kritische Unfehlbarkeit aufgelehnt. Wir haben ihn zum warnenden Exempel maustodt geschwiegen."

Da ist ferner Fräulein Weiß ....

„Konveniert uns nicht!"

Fräulein Riedel .... Fräulein Dandler .... Philippi im beschwichtigenden Stottersolo: „Konvenierte mir schon, besonders in Hosenrollen, aber der Bernstein des Bernsteins wollte nicht, der ist so heikel, so — wie sag' ich nur gleich?"

Nun ja, wir kennen unsere Pappenheimer. Blättern wir ein wenig in ihrem photo- und biographirten Duodez-Hofschauspiel. Den Reigen eröffnet sehr würdig Herr Ernst Possart — „der Einzige", der nur mit sich selbst Vergleichbare — die übrigen folgen in alphabetischer Ordnung. Er hat auch den längsten Text mitbekommen, einen lorbeerrauschenden Urwald, in welchem sich die wunderlichsten Gedankenungetüme, die verrenktesten Stilphantasiegeschöpfe mit verzückten Grimassen herumtreiben Das Philippische Schriftdeutsch gehört zu den Münchener Sehenswürdigkeiten und verdient ein Sternchen im Baedeker. Aus dem Possart-Kapitel einige Beispiele: "Die Ankündigung zur Hamburger Dramaturgie ist das auserlesenste kritische Register, welches die deutsche Nation besitzt und je ihr Eigen nennen wird — Diese (Philippi-Bernstein'schen) Blätter versuchen den darstellenden Künstlern als ein Geleitbrief ihres äußeren Lebens und ihrer künstlerischen Fähigkeiten zu dienen. — In richtiger Erkenntniß seines (Possarts) nimmermüden Ehrgeizes haben ihm die Leiter des Münchener Hoftheaters den Feldherrnstab anvertraut, der ihn und seine Truppen von Sieg zu Sieg geführt. (Schöne Rangordnung: die Leiter, der Feldherr, der Rest — Troupiers!) — Den Lüstre, von welchem das Münchener Schauspiel auch in weiter Ferne umgeben, verdankt es Ernst Possart — Seine Mimik ist so vollendet: ich glaube, ein des Gehörs völlig Beraubter könnte aus diesen ewig wechselnden Zügen die ihm sonst völlig verschlossene Handlung entziffern — Er steht da mit dem unbeweglich starren, wie aus Marmor gemeißelten Gesicht.

In diesem abenteuerlichen Stil taumelt und baumelt es mit wenigen Ausnahmen fort durch fünfzehn Kapitelchen. Noch ein paar Proben zur Aufheiterung hypochondrischer Leser!

Ueber Emil Drach heißt es: „Ich glaube, daß die Telegraphendrähte zwischen seinem Herzen und seiner Stimme nicht immer ganz korrekt funktioniren .... Angeregt durch gut beobachtete und geschickt wiedergegebene Züge bin ich dem Künstler gern und willig auf den Wegen, die zum Gipfel des Berges führen, gefolgt. Da plötzlich, auf halb zurückgelegter Strecke, auf welcher hüben und drüben frisches Grün wuchs und duftige Blumen blühten, sind wir an der Grenze seines (wessen?) Wollens angelangt. Gleichsam als wolle er (wer? der Berg? der Gipfel? der Künstler? der Telegraphendraht?) sein Inneres nicht ganz vor den Blicken des Zuschauers enthüllen, als vermeide er es absichtlich, seine Seele und das was ihn (wen? den Zuschauer?) bewegt, dem Hörer zu entfalten Er könnte, wenn er wollte —"

Möglich, daß er könnte, wenn er wollte, nämlich der Hörer, Zuschauer, Künstler, Berg, Gipfel, Telegraphendraht oder wer sonst von dem rätselbehafteten Schreiber gemeint, aber er will nun einmal nicht! Soviel aber sieht ein Blinder: Telegraphie, Bergsteigerei und hohe Kritik lassen sich nicht anmutiger und geistreicher vereinigen, als es hier von Philippi's Meisterfeder geschieht.

Ueber Klara Heese schreibt der geheimnißreiche Stilist: „All' ihre Gestalten sind umflattert und umgaukelt von jenem sympathischen Etwas, welches sich so lieblich und natürlich gibt und so reizend wirkt". Und am Schluß: „Das Scheiden Klara Heese's bedeutete, daß eines der liebenswürdigsten Kapitel in dem Buche des Münchener Schauspiels zu Ende gelesen worden sei. Wir wollen es nicht glauben, der Glaube ist ja so innig mit der Hoffnung verwandt". In ähnlichen logischen Konstruktionen war früher Karlchen Mießnik, der berühmte ewige Quartaner des „Kladderadatsch" einzig. Jetzt ist ihm in Philippi ein Ebenbürtiger erstanden. Und was der Mann für Sentenzen in seine Musterprosa streut! Man höre: „Der echte Humor ist eine Münze, welche überall ihren Käufer findet!" Es ist unglaublich.

Nachdem in dieser erstaunlichen Weise das „Hofschauspiel" der photo-biographischen Unsterblichkeit überliefert war, fühlte sich Philippi berufen, an der „Münchener Oper" die nämliche Operation — schnell und schmerzlos, wie die Zahnausreißer zu rühmen pflegen — vorzunehmen. Diesmal hantierte er ganz allein. Er be—textete zwölf Photographien. Genau ein Dutzend Sangeskünstler beiderlei Geschlechts, mehr braucht er nicht, das ist seine „Münchener Oper".

Allerdings kann er, der träumerische Wagnerianer, (siehe die „Bunte Mappe!") damit weder die „Meistersinger" noch „Siegfried" besetzen, denn in seinem Dutzend fehlen z. B. die vielbelobten Darsteller des David, Beckmesser und Mime — die Herren Schlosser und Mayer — aber ein genialer Kritikus unterdrückt leichten Herzens auch einmal ein paar Kapitalrollen, wenn sie nicht gerade in seine Dutzendschablone passen. „Die Münchener Oper" in dieser Gestalt nimmt sich um so origineller aus. Philippi unterschlägt auch den Kapellmeister. Man denke sich zwölf Generalstabsoffiziere in photo- und biographischer Vereinigung, betitelt: „Der Generalstab des deutschen Heeres" — und Moltke fehlte! Allerdings: ein strammer deutscher Soldat würde das nicht als einen Jux, sondern als eine schmähliche Mystifikation empfinden, als einen Humbug, für den er den Verleger und Verkäufer eines solchen Werkes gerichtlich zur Verantwortung ziehen könnte...

Herr Philippi scheint trotz all' dieser, wie man sieht, ziemlich gewagten litterarischen Späße, die er, der aus Berlin zugereiste Nichtbajuvare, mit dem königlich bayerischen Hoftheater, mit der würdigen Kunststadt München treibt, mitunter eine gute, ehrliche Haut zu sein. In seinem Opernbüchlein macht er Seite 9 die Fußnote: „Biographische Daten waren von Fräulein Dreßler leider nicht erhältlich". Diese Fußnote bedeutet vielleicht einen Fußtritt, wenn auch nur einen moralischen. Und daß Philippi das Einzige, was bei einer der liebenswürdigsten und begabtesten bayerischen Sängerinnen für ihn in diesem Falle „erhältlich" war, notirt und zugleich dem „jüngsten Mitglied unserer Oper" den „undefinirbaren Zauber jungfräulicher Herbheit" offen nachrühmt, verdient lebhafte Anerkennung.

Um nichts für den hiesigen Litteraturbetrieb Charakteristisches zu verschweigen, muß ausdrücklich anerkannt werden, daß die beiden spaßhaften Büchlein, die sich als „das Münchener Hofschauspiel" und „die Münchener Oper" ausgeben, von der sehr ernsthaften „Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft" (vormals Friedrich Bruckmann) auf den Markt gebracht worden sind. Wir zollen ihr für diesen gelungenen Scherz unsere — um ein geschmackvolles Philippi'sches Wort zu gebrauchen — „lautesten Beifallsakklamationen!" (Hofschauspiel S. 64.)

Aus Augsburg kommt soeben die Nachricht, daß Herr Philippi unter die Dramendichter und zwar sofort unter die ausgereiften, genial abgeklärten, gegangen ist. Nun bleibt ihm zur Vollkommenheit nur noch eines übrig: Schauspieler zu werden. Dann kann er mit seinen Fähigkeiten eine Tripelallianz schließen, die jeden Gegner in's Mausloch treibt: Philippi dichtet sich selbst, spielt sich selbst, kritisiert sich selbst.

O Freund Leser (wie Bernstein dich zu ehren pflegt), der deutschen Kunst stehen noch schöne Tage bevor!

# Grundzüge einer reaktionären Chemie.*)

Zum Gebrauch für Schulen zusammengestellt von Alexander Moszkowski.

**Ueber die Bedeutung des Wortes „Chemie".**

Chemie kommt her von dem griechischen Worte „Chymos", die Flüssigkeit, und bedeutet demzufolge die flüssige oder überflüssige Wissenschaft. Die Chemie hat den Zweck, die Sätze der Bibel und der Kirchenväter zu beweisen. Weil diese Sätze aber keines Beweises bedürftig sind, so ist die Chemie eine überflüssige Wissenschaft. Wir beschäftigen uns daher mit dieser nur so weit, als wir uns mit den anderen Wissenschaften beschäftigen, welche gleichfalls überflüssig sind.

**Einteilung des Gesamtstoffes.**

Die Chemie wird eingeteilt in Körper, Laboratorien, Retorten, Experimente und giftige Substanzen. Experimente wollen mit Vorsicht angestellt sein, sonst erfolgt eine Explosion. Da die meisten Experimentirer ungläubig sind, so geschieht ihnen ganz Recht damit, und sind die meisten Explosionen als Finger Gottes zu betrachten.

**Was im Anfang war.**

Daß im Anfange der Kohlenstoff war, wie Carus Sterne meint, ist nicht sowohl eine Wahrheit, als eine Frechheit. Die beiden Urelemente, aus denen im Anfang alles zusammengesetzt wurde, sind im Gegenteil der Tohustoff und der Bohustoff. Hierzu kommt beim Menschen noch der Staubstoff und der Rippenstoff. Wahrscheinlich indessen enthalten Päpste und Landräte noch edlere Substanzen.

**Von den Körpern.**

1. Anorganische. a) Gold. Dieses findet sich in gediegenem Zustande nur bei Juden. Will man Gold aus einem Juden gewinnen, so beruht das einfachste Verfahren auf der Zuhülfenahme von Temperaturerhöhung. Man nehme den Juden und setze ihn einer Hitze von 800 bis 900 Grad Réaumur aus, worauf das an jenen gebundene Gold frei wird und sich mit der Tasche eines Andern verbindet. Allotropisch kommt das Gold auch als Peterspfennig vor, gegen welchen Stoff der Papst ungemein reagirt. Es mag hierbei bemerkt werden, daß dem heiligen Vater die Zusendung von Goldfischen, Goldkäfern, Goldkindern, goldenen Regeln, Photographien goldener Berge und anderer Morgenstunden kein Vergnügen bereitet.

b) Silber. Siehe Gold.

c) Wasser oder Taufstoff. Es verbindet

*) Zur Besprechung. Aus Moszkowski's gesammelten Humoresken.

sich mit Ketzern zu gläubigen Körpern und schlägt sich bei niedriger Temperatur zu Schnee nieder, welcher, wenn er im Schloßhofe von Canossa liegt, starke Affinität zu barfüßigen Staatslenkern bekundet.

2. Organische. a) Milch. Diese fromme Denkartsubstanz findet sich rein beim Zentrum und der äußersten Rechten vor. Sie ist im Allgemeinen unlöslich, zerfällt aber unter dem Einflusse des Kultus-Etats in Drachengift mit einer winzigen Beimischung von attischem Salz.

b) Fett. Es tritt in der katholischen Hierarchie ungemein häufig als Belohnungsstoff für Buß- und Kasteiungsexperimente auf. Sein wissenschaftlicher Name wäre fastensaures Prälatenoxyd.

### Von der Verbrennung.

Die Verbrennung, welche heute ein chemischer Prozeß ist, gehörte ehemals in die Kategorie der kurzen Prozesse. Zwar wird in Gotha auch noch gegenwärtig verbrannt, indeß werden hierzu leider nur Leichen verwendet.

### Schluß.

Das Vorstehende dürfte für den Schulunterricht ausreichend erscheinen. Keinesfalls ist es geraten, die Jünglinge tiefer in eine Materie einzuführen, in der es, sage man was man wolle, so gemischt zugeht, wie eben in der Chemie.

(Vergleiche „Rundschau mit kritischen Glossen" in dieser Nummer. Die Redaktion.)

## Fritz Mauthner

müht sich im Schorer'schen Familienblatte an der Beantwortung der ewigen Frage ab: „Was wirkt die Bühne?" Von den zahlreichen guten Bemerkungen, die dabei fallen, seien einige hervorgehoben. Der scharfsinnige Schriftsteller sagt z. B. im zweiten Aufsatze:

„Das Theater ist und bleibt ein Unternehmen der Kunst, von welcher man nicht unmittelbare Erziehungsresultate erwarten darf. Und so wenig eine arme Mutter recht hat, wenn sie ihrer schönen Tochter vorwirft, daß sie trotz ihrer Schönheit ebensoviel esse und koste, wie die übrigen häßlichen Kinder, so wenig darf die Gesellschaft von der Kunst blos deshalb, weil sie schön ist, auch noch andere Vorteile beanspruchen. Die Verteidiger des Theaters begehen immer denselben Fehler, daß sie sich zu tief auf den Standpunkt der Gegner herablassen. Wir sind von einer Rose entzückt; da kommt ein nüchterner Mensch des Weges und fordert uns auf, den Rosenstock aus der Erde zu reißen und statt seiner Kartoffel zu pflanzen. Nun sollten wir einfach erwidern: „Der Duft der Rose erfreut uns; und Freude ist fürs Leben ebenso notwendig wie Kartoffeln." Wir versuchen aber, dem Gegner zu folgen und möchten beweisen, daß man auch aus Rosenblättern einen genießbaren Salat bereiten könne. Da kann denn auch der Erfolg nicht ausbleiben, daß wir nämlich weder den Gegner noch uns selbst überzeugen."

Ferner:

„Nicht unmittelbar soll die Kunst den Menschen bessern; sie kann ihn nur veredeln und ihn zum Feind alles Häßlichen machen. Diese Thätigkeit ist übrigens für die Moral auch nicht verloren. Um bei dem früheren Bilde von der Rose zu bleiben: auch der Rosenduft ernährt den Körper nicht; aber der tiefe Atemzug, zu welchem das Einhauchen des Geruches zwingt, kommt doch auch der Ernährung zu gute. So zwingt auch uns die leidenschaftlich bewegte Welt des idealen Schauspiels, mitten im erstickenden Alltagsleben ab und zu einen tiefern frischen Atemzug zu thun und giebt uns so neue Kraft, über die kleinlichen Vorurteile der Umgebung hinweg das ewig Menschliche zu schauen und zu würdigen. Kein Mensch wird von einem Trauerspiel „Medea" die Wirkung verlangen, daß es den Eltern größere Liebe zu ihren Kindern lehre; und selbst das Mitleid mit der Mörderin, das doch gewiß etwas Gutes ist, kann niemals die wichtigste Wirkung des Stückes sein; ganz allein die Erschütterung der tiefsten Strömungen der Menschenseele, die von einem mächtigen Kunstgenuß gereinigt wird, wie die Luft von einem Gewitter, ganz allein diese Erschütterung ist die Absicht des dramatischen Dichters."

Sodann:

„Damit, daß wir von dem Theater nicht Besserung und Belehrung, sondern eine reine künstlerische Erhebung verlangen, haben wir begreiflicherweise unsere Ansprüche nicht herabgemindert, sondern gesteigert. Denn die Forderung nach künstlerischem Wesen ist strenger und unumgänglicher, als die nach moralischer Würde. Ohne künstlerische Höhe kann die Tragödie uns wohl Furcht und Mitleid einflößen, aber jene edle Reinigung bleibt aus; so kann nach einem heißen Sommertage wohl ein Sturmwind den Staub emportreiben, aber die Erlösung von der bedrückenden Schwüle bleibt aus, wenn nicht Donner und Blitz dazwischen fahren. Und so kann zwar auch das Lustspiel und die Posse den Zuschauer erheitern; fehlt aber ihrem Humor die Weihe der Kunst, so hört man nur ein rohes Lachen, bei welchem das Herz sich nicht erfrischt."

Und zum Schluß:

„Das Publikum, d. h. wir, die einzelnen Menschen, welche dieselbe Nation ausmachen, die gerade nach Reform schreit, das Publikum zieht die Kunst zu sich herab, weil es die Wirkung der Kunst vollständig umgekehrt hat. Aus einer Stätte der Erhebung ist die Schaubühne eine Stätte der Erholung geworden; nicht in schweren Zeiten, um sich vom Irdischen zu entlasten, suchen die Leute das Theater auf, sondern an Festtagen, wenn sie recht satt sind nach einem guten Diner und lachend verdauen möchten. Und selbst für den besseren Teil der Zuschauer ist die Bühne etwas Alltägliches geworden; das Theater wirkt auf sie überhaupt nicht mehr stark genug, weil sie abgestumpft sind.

Um die Wirkung der Bühne zu erproben, muß man beobachten, wie ein unverdorbener Jüngling erfaßt wird, wenn er zum erstenmale im Leben die ernsten Gestalten der großen Dichter an sich vorüberschreiten sieht. Aehnlich mögen die Griechen dem selteneren Schauspiel ihrer Bühne gegenübergestanden haben. Nur wer unserem Publikum die Unerfahrenheit und die Frische der Jugend einzuflößen verstände, nur der vermöchte die alte Wirkung der Bühne wieder zu retten."

Der treffliche Fritz Mauthner hätte noch Folgendes beifügen sollen: Nebst der Frische und Unbefangenheit des Publikums ist auch das zur guten Bühnenwirkung erforderlich, daß wir wieder Dichter der vollen, rücksichtslosen Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit bekommen statt dieser schulzwänglich gedrillten, polizeifrommen Phrasendichterlinge und aufgeschminkten Afterklassiker, welche heute auf den weltbedeutenden Brettern ihr törichtes Wesen treiben. Macht aus dem Theater ein Zuchtmittel der Wahrheit! Befreit es aus den Banden der Kulturlügen! Laßt seltener spielen, aber in höchster Vollendung! Hierin allein liegt das Geheimniß seiner Wirkung.

**Bult.**

# Litterarische Rundschau mit kritischen Glossen.

**Die Aristokratie des Geistes** als Lösung der sozialen Frage. Ein Grundriß der natürlichen und der vernünftigen Zuchtwahl in der Menschheit. Leipzig, Hofbuchhandlung von W. Friedrich, 1885. Nichts weniger als ein Tollhäusler-Buch, obgleich es sich als „Lösung der sozialen Frage" einführt. Der ungenannte Schreiber ist sogar sehr stark bei Vernunft. Seine Ausführungen, auf darwinistischem Boden fußend, sind von der angenehmsten Helle und Schneidigkeit. In solchen Dingen ist mit artigen Geistreichigkeiten und frommen Gefühlsamkeiten und Verschleierungen nichts auszurichten. Je dicker und härter der Wasserstrahl strengster Vernünftigkeit, desto höher treibt er und überwältigt und durchdringt die widerstrebende Luft dumpfer Gewohnheiten. Das vorzügliche Buch verdient die weiteste Verbreitung. Wir werden später ein Resümé seines Inhaltes und Probeauszüge bringen.

**Psychologie der französischen Litteratur von Eduard Engel.** Wien und Teschen, Hofbuchhandlung von Prochaska. Der Verfasser hat sich bereits in seiner „Geschichte der französischen Litteratur" (Leipzig, W. Friedrich) als ein Berufener ausgewiesen, dessen frische Stimme ganz andere Beachtung verdient, als das französirende Schnatterkonzert, das aus den Feuilleton- und Kritikwinkeln berühmter Zeitungen jahrein jahraus ertönt, oder als die Perückengelehrsamkeit der litterarhistorischen Zünftler. Nach den Einleitungskapiteln, worin das in der französischen Litteratur schlagende Volksherz bis in das feinste Adergeflecht als ein gallisches, keltisches aufgezeigt wird, folgt die stolze Repräsentantenreihe der typischen Rasse-Schriftsteller von Rabelais bis Zola. Mit großem Scharfsinn revidiert Engel die alten kritischen Wertzeichen und stellt neue Schätzungstafeln auf. Seine Würdigung des „Naturalismus" scheint uns unzulänglich. Wir kommen später vielleicht darauf zurück. Alles in allem ein sehr anziehendes, schönes Buch.

**Die hebräische Novellistik** hat eine glänzende Bereicherung erfahren durch Dr. S. Mandelkern's Roman aus dem biblischen Altertum „Thamar" (Leipzig, Friedrich's Hofbuchhandlung.) Der berühmte Hebräist versteht auch als Dichter einen Mann zu stellen, der auf dem Gebiete des morgenländischen Romans den vielbelobten Ebers um einige Haupteslängen stolz überragt. Wer Geschmack an ernstgemeinten historischen Romanen hat, wird sich Mandelkern's biblisches Kunstwerk nicht entgehen lassen. Aber spaßhaft mutet uns doch die Aussicht an, daß, nachdem auch das alte Testament glücklich verromanisirt ist, der nächste Schritt der Roman-Historiker mitten in das Schöpfungswerk des lieben Gottes selbst führen wird. Etwas wie: „Es werde Licht! Göttlicher Roman aus dem Chaos" wird uns nicht lange mehr erspart bleiben.

**Von Friedrich Pechts Studien und Erinnerungen „Deutsche Künstler des XIX. Jahrhunderts"** ist die vierte Reihe erschienen. (Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.) Man kennt die kraftvolle, grobkörnige Darstellungsart unseres Münchener Kunstschriftstellers. Das ist nichts für zarte Seelchen, die in ästhetischer Zerflossenheit schwimmen, auch nichts für kosmopolitische Kunstseiltänzer, die verlernt, festen Schrittes auf vaterländischem Boden zu marschieren. Idealistische Flachköpfe tadeln seinen harten Thatsachensinn, seinen positiven Vaterlandseifer. Uns gefällt der Mann, wie er ist, mit seinen schönen Schrullen, seinem stolzen Patriotismus, seinem heftigen Rechtsgefühl. Zudem führt dieser Kunstschreiber eine Feder, gegen deren Kraft und Pracht die Zahnstocher der Kunstkrakehler vom Schlage des Herrn Hoff in Karlsruhe heiteren Andenkens in alle Ewigkeit nicht aufkommen werden.

**Alex. Moszkowski's gesammelte Humoresken.** Verlag von Steinitz und Fischer in Berlin. 1884. Verfasser zählt zu den ersten norddeutschen Feuilleton-Humoristen. Er marinirt die Zeitgeschichte mit den besten Fortschrittsgedanken eines lustigen, unabhängigen Kopfes. Dabei vermeidet er mit glücklichem Takte jene Art von Uebertreibung, welche das Humoristische ins Hanswurstige verzerrt. Moszkowski handhabt gebundene und ungebundene Rede gleich meisterlich. Wir teilen zur Besprechung eine Probe aus der angezeigten Sammlung mit und wählen dazu das Stück „Grundzüge einer reaktionären Chemie".

Verantwortliche Redaktion von Dr. Georg Conrad in München.
Eigentum und Verlag von Conrad & Bettelheim in München. — Druck von H. Kutzner in München.
Im Buchhandel zu beziehen durch Otto Heinrichs Verlag in Leipzig.